DD 901
.M28 R6
Copy 1

Class DD901

Book .M28R6

BEQUEST OF

PAUL J. PELZ

Die Marienburg,

das

Haupthaus der deutschen Ordens-Ritter.

Für Besucher derselben beschrieben

von

Max Rosenheyn.

Mit 28 in den Text gedruckten Abbildungen und einem Plane der Burg.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1858.

653
1087

Die Marienburg.

Oft, wenn im wunderbaren Schimmer
Des Schlosses Trümmer vor mir stehn
Im Sonnenschein, glaub ich noch immer
In seiner Jugend es zu sehn.
Dann nehm ich als ein gutes Zeichen
Den Neubau für die Gegenwart,
Daß auf den Trümmern, auf den Leichen
Sich Kraft und Heimatsliebe part.

Max v. Schenkendorf.

Die Marienburg,

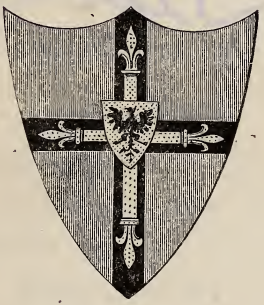
das

Haupthaus der deutschen Ordens-Ritter.

Für Besucher derselben beschrieben

von

Max Rosenheyn.



Mit 28 in den Text gedruckten Abbildungen und dem Plane der Burg.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1858.

II901
.M28R6

Gift
Paul J. Baly Estate
Sept 29/18

Inhaltsverzeichniss.

Erstes Kapitel. Seite

Die Burg im Allgemeinen 3

Zweites Kapitel.

Die Burg im Einzelnen betrachtet 40

Drittes Kapitel.

Die Vorburg 153

Viertes Kapitel.

Die nächsten Umgebungen der Burg 166

Funftes Kapitel.

Die Nogat-Eisenbahnbrücke 176

Sechstes Kapitel.

Erlebnisse der Burg aus neuester Zeit 184

Verzeichniß der Hochmeister des deutschen Ordens, von seiner Stiftung bis zur Säkularisation des Ordensstaates in Preußen 189

Berichtigungen.

Seite 43, Zeile 8 von oben, lies statt „zerstörte" = „zerstört."

= 51 = 12 = = = = „Lopendorf" — „Logendorf".

= 52 = 2 = unten ist nach dem Worte „wurde" beizufügen: (Siehe Passarge, p. 278.).

= 53 = 9 = = lies statt „Simeon" — „Simon".

= 53 = 6 = = = = „an" — „auf".

Verzeichniß der Abbildungen.

	Seite
Buttermilchsthurm, der	156
Conventsremter, der große	139
Eisenbahnbrücke, die, über die Nogat bei Marienburg	179
Gang, der obere	101
Innere, das, der Schloßkirche, mit der Aussicht nach dem Hochaltar	63
Keller, der, unter der Conventsküche	144
Kellerraum, zweiter, unter dem Conventsremter	146
Marienburg, die, von der Nogatseite	7
— Nordfaçade, der	10
— Südwestseite, der	14
— Nogat- oder Westseite, der	15
— Madonnenseite, der	19
— Ostfaçade des mittleren Schlosses	25
Meister's Gemach	92
Meister's großes Remter	105
Meister's Hauskapelle	130
Meister's kleiner Remter	97
Meister's Wappen	76
Nordfaçade des Mittelschlosses	77
Ostfaçade des Mittelschlosses nach dem Hofe zu	83
Pforte, die goldene	55
Portal-Eingang zum Schloßhof	40
Rathhaus, das, in Marienburg	171
Rathsstube, die, oder das Gebietiger-Gemach	88
Ruine, die, des Brückenthors	158
Schloß, das hohe, von der Nordseite	41
— — von der Ostseite	49

Die Marienburg.

Erstes Kapitel.

Die Burg im Allgemeinen.

Wenn in alten Zeiten der Wanderer von Phocis hinauf an die Thermopylen ging, traf er auf ein ernstes, heiliges Denkmal. „Stehe still, Fremdling", rief ihm die Inschrift zu, „hier fiel Leonidas sammt seiner Spartanerschaar, im Gehorsam die Gebote Lacedämons befolgend." — Nur Schlacht und Tod war des Denkmals trauriger Sinn; und doch, so oft der Grieche jenen Aufruf vernahm, gedachte er mit freudiger Rührung der Herrlichkeit jener Heldenthat und der Ruhmeszeit seines Volkes.

Wenn man vom Hochlande Preußens zum fruchtreichen Weichselthal hinabsteigt, begegnet man auch einem Denkmal alter Zeit, der herrlichen Marienburg. Allein nicht auf Schlacht und Untergang deutet sein Sinn, vielmehr auf eine Größe und Erhabenheit des Geistes früher hier lebender Menschen, die den Wanderer mit freudvoller Erhebung erfüllen. Auch keine Inschrift ruft ihn an. Bewunderung des großen Werkes selbst gebietet ihm, hier stillzustehen. Die sinnigste Größe und Hoheit eines Baues, der nun bald 600 Jahre in seinem ernsten Stolze dasteht, verdrängt den Ge-

danken der alltäglichen Gegenwart aus der Seele, hebt sie vielmehr, wie im Zauber, über Jahrhunderte hinaus und gibt ihr das Bild einer Vergangenheit, wie es selten anderswo in solchem Glanze dasteht. Zwar ist es nur eine gemeine Masse, gewöhnliches Ziegelwerk*), aus welcher der Bau aufgerichtet wurde, aber der Mensch hat ihr einen hohen Adel gegeben; es geht durch dieselbe ein gewaltiger Geist, der Leben bringt in den todten Stein, und es bewegt sich in dem fühllosen Stein eine Seele, deren Tiefe im ersten Augenblicke des Eindrucks wohl Keiner ganz zu fassen vermag. Alle ruhen und schweigen jetzt, die dieses Werk einst ausgeführt, und die Gebeine derer, die in diesem hohen Hause walteten und dasselbe gegen Feindesgewalt schützten, sind längst vermodert, aber das Haus ist mit seinen früheren Bewohnern nicht abgestorben: denn es reden hier von der Geistesgröße jener Menschen selbst die Steine und sprechen in ihrer kolossalen Masse und in ihrem sinnigen Zusammenhange große Gedanken und das gewaltige Gefühl der Kraft aus, von denen Geist und Herz der Erbauer vor mehr als einem halben Jahrtausend ergriffen waren. Wahrlich, die Geschichte könnte immerhin schweigen; diese Burg allein schon würde laut genug von dem hohen Geistesfluge der Menschen zeugen, die vor Zeiten dieses Land gewonnen und zu deutscher Sitte und Bildung gebracht haben: denn in der That dieser Bau, auch wie er jetzt noch dasteht, wenngleich schon Vieles von seiner alten Herrlichkeit und Größe

*) Daher jener lateinische Vers aus der Zeit des Mittelalters: Margenburg ex luto, Ofen ex saxo, ex marmore Mailand.

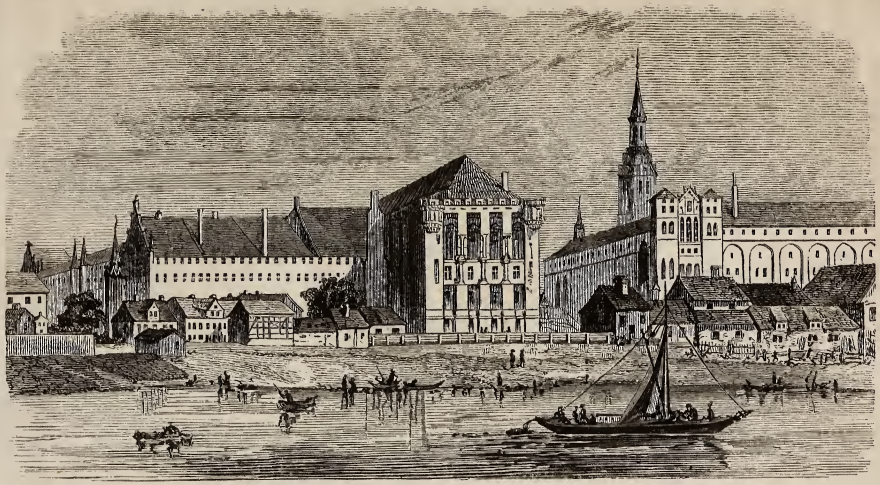
dahingeschwunden ist, spricht noch weit beredter und überzeugender von der Großsinnigkeit der Menschen, die ihn zu ihrem Wohnhause errichten ließen, als nur irgend die Geschichte zu erzählen weiß.

Und gleichwohl ist diese Hochburg, merkwürdig genug, noch viel zu wenig bekannt. Kommen Fremde doch noch immer mit den sonderbarsten Vorurtheilen zum Besuche hierher. Die Meisten denken sich diese Burg in ähnlicher Weise, wie irgend eine Raubschloßruine, an denen unser friedliches Vaterland eben nicht arm ist, oder im besten Falle wie die Rudera des großen Heidelberger Schlosses, ja wol gar im modernen Gewande als ein königliches Palais in Folge neuerer Restauration. Um so größer aber wird dann ihre Enttäuschung und ihr Erstaunen, wenn sie in diesem altehrwürdigen Ordenshause sowohl das historisch merkwürdigste als architektonisch originellste und zugleich schönste Kunstbauwerk der profanen Architektur aus jener Zeit des Mittelalters anerkennen müssen.

Werfen wir zunächst einen Blick auf diese deutsche Ordensburg ihrem Gesammterscheinen nach. Wir gewinnen den besten Ueberblick, wenn wir von der Danziger Kunststraße aus uns derselben nähern und auf dem linken Nogatdammufer unsern Standpunkt nehmen. Uns gegenüber liegt dann die ehrwürdige Burg, von welcher herab ein deutsches Heldengeschlecht Jahrhunderte hindurch das Preußenland beherrschte. In einfacher Hoheit steigt sie mit ihren kühnen Baumassen von Mitternacht nach Mittag zu allmälig dem Ufer entlang empor, unten be-

ginnend mit einer schlanken, runden Warte, dem sagenreichen „Buttermilchthurm“ *) und endend auf der Höhe, wo über die hohen Mauern des der Stadt zunächst gelegenen „oberen Schlosses“ der Thurm von der Kirche der Schutzherrin dieser Ordensveste stolz hervorragt. Vom Eindruck des Ganzen ergriffen, das trotz dem Ein- und Anbau vieler neuer Wohn- und Magazingebäude dennoch leicht zusammentritt, angeweht von dem Geiste reicher Erinnerung, der seine Flügel so mächtig um diese hohen Zinnendächer schwingt, vergißt man leicht die Anachronismen, die ein späteres Barbarenthum, welches, um sich über seine eigene Leere zu trösten, so gern alle Form- und Bilderschrift einer characteristischen Vorzeit auslöscht, auch an diesem erhabenen Werke des Menschengeistes angebracht hat. Nur die dem Blicke zugekehrte Westseite des „mittleren Schlosses,“ einst Residenz der Hochmeister selbst, schaut noch ganz in alterthümlicher Gestalt voll stolzer Majestät zu uns herüber. Auch kann man vom Nogatdamme aus sehr gut den Raum überblicken, welchen einst die Vertheidigungswerke der ganzen Veste einnahmen; deutlich bezeichnet liegt ihr Umfang noch vor uns von jenem runden Wartthurm im Norden, dem Buttermilchthurm, bis weit hinauf über die Stadt fort. Wohl eine Viertelmeile weit erstreckten sich die Festungswerke dem Ufer entlang und liefen dann im weiten Umkreise zurück zu ihrem Anfang: lauter hohe Mauern aus gebrannten Ziegeln und überall noch Spuren von Zinnen

*) Der jetzt, da die früheren Gebäude der Burg, welche sich von ihm bis zum Hauptwerke heraufzogen, fast sämmtlich umgebaut und modernisirt worden, ganz abgesondert für sich dasteht.



Die Marienburg von der Nogatseite.

und Scharten zeigend. Es gibt kein zweites Bauwerk in der Welt, welches in Hinsicht auf imponirende Größe und Schönheit, Originalität und Consequenz mit dieser Ordensveste des Nordens sich vergleichen ließe.

Mit erwartungsvoller Ungeduld ersehnt der aus der Ferne Kommende seine Ankunft am jenseitigen Ufer, dem Ritter gleich, der von dem fernen Rhein- oder Donaustrom hieher ans Ziel seiner Wallfahrt kam und mit seinem treuen Knappen hier wartend stand, bis er über die schmale Nogatbrücke*) und durch das hohe Wasserthor hinübergeleitet wurde zum Hause des Meisters, wo ihm die Helmbüsche der harrenden Brüder entgegenwinkten und viele der weißen Mäntel mit schwarzem Kreuze ihm erschienen.

Wie in Frauenburg im „Kopernikus", kehrt man in Marienburg im „Hotel zum Hochmeister" ein, dem Schlosse gegenüber. Von ihm aus übersieht man die elegante „Nordfaçade" der Burg mit einer dreifachen Reihe gothischer Fenster und stolzen Zinnen geschmückt.

An beiden Enden steigen stattliche Giebel auf, erst kürzlich durch die Sorgfalt des Burggrafen von Schön ausgebaut, mit gothischen Thürmchen, spitzen Bogenblenden und Stukkaturverzierung reich versehen. Davor steht an jeder Seite ein altersgrauer Wartthurm, schweigsam über die vielzinnige Schloßgrabenmauer hervorlugend. Ueber eine alte Zugbrücke gelangt man in das zum Schloßhofe führende Durchgangsthor, dessen neugebautes Portal ebenfalls mit niedlichen Zinnen und zwei gothischen Spitzthürmen verziert

*) Früher war die Nogat nur ein 4' breites Flüßchen.

ist. Zwischendurch leuchtet an der feuerfarbenen Schloßwand herab das hochmeisterliche Wappen, ein schwarzes Kreuz mit goldener Einfassung und schwarzem Adler inmitten, auf grauem Schild aus Stein ruhend.

Die Nordfaçade der Marienburg.

Treten wir durch das gewölbte Thor in den geräumigen Schloßhof ein, und vor uns liegt der Hauptbau der Burg. Unsre Tritte hallen durch das lange Viereck. Stumm schauen die alten Gebäude auf uns nieder. Wir sind allein;

nur die Geschichte, die Erinnerung an ferne ruhmvolle Tage, an demuthvolles Entsagen und fürstlichen Glanz spricht uns an und heißt uns aufblicken zu ihren ernsten Zeugen. Wir gewahren zwei nebeneinander, in zwei großen, mit einem inneren Schloßhofe versehenen Vierecken gebaute Burgen, die durch einen tiefen, trockenen Graben getrennt sind, über den ehemals eine Zugbrücke führte. Jener kolossale Bau vor uns ist das „hohe" oder „obere Schloß", schon von Conrad von Thierberg 1275 als ursprüngliche Burgveste erbaut und nächstdem zu Wohnungen der Ordensritter und zu Gastkammern bestimmt; er enthielt außerdem den großen Kapitelsaal, dessen architektonische Schönheit alte Chroniken nicht genug rühmen können. Den östlichen Theil bildet die von Werner von Orselen erbaute Schloßkirche, unter der die St. Annengruft, als Ruhestätte der Hochmeister von Dietrich v. Altenburg angelegt, sich befindet. Dies „hohe Schloß" ward durch einen Brand 1643 zerstört und später durch Friedrich des Großen Utilitätssystem in ein plumpes Magazin verunstaltet. An die Schloßkirche grenzte in alter Zeit der „Pfaffenthurm", welcher die Wohnung der Pfaffenbrüder enthielt. In polnischer Zeit verwandelten die Jesuiten denselben in ein Jesuitencollegium, der alte Fritz aber in ein geschmackloses Zeughaus.

Der andere, ihm gegenüberstehende Burgtheil bildet das sogenannte „mittlere Schloß" und besteht aus drei langen Flügeln, die ein offenes Quadrat bilden. Neben dem Pfaffenthurm prangte früher eine Kirche, die St. Bartholomäuskirche, an welche die Schloßwohnung der niederen Ordensgebietiger und wol auch Gastkammern für Fremde

sich anschlossen. Dieser ganze Flügel wurde aber bei dem Magazinbau 1803 mit all seinen herrlichen Gewölben eingeschlagen und zu Getreideböden verödet. Der nach Norden zu gelegene mittlere Schloßflügel mit dem Durchgangsthor inmitten enthielt auf der einen Hälfte die Wohnung des Großcomthurs, die sich im oberen Geschosse durch besondere Pracht auszeichnete, auf der anderen Hälfte die „Herren-Firmarie", d. h. ein Hospital für kranke und altersschwache Ordensritter, dessen großer Saal mit einem Granitpfeiler in der Mitte von ausnehmender Schönheit gewesen sein soll. Dieser ganze Flügel wurde ebenfalls 1802 devastirt und zu Wohnungen der Magazinbeamten eingerichtet und konnte später bei der Restauration der Burg nicht mehr hergestellt werden. Der westliche Theil dieses mittleren Schlosses endlich enthielt die eigentliche Wohnung für den Hochmeister, sowie nebenbei den großen Conventremter der Ritter; er machte mithin das fürstliche Schloß aus. Dietrich von Altenburg hat wahrscheinlich den Bau dieses Prachtschlosses begonnen; aber die wahre Vollendung dieses großartigen Baues ist ohne Zweifel in die goldne Zeit Winrichs von Kniprode zu setzen. Schon der äußere Glanz dieses Schloßflügels deutet auf die Hoheit der Person, die in diesen Gemächern ihren Wohnsitz hatte, und das Innere dieser Prachträume entspricht dem Aeußern. Gleich die Ansicht der Ostfaçade, die nach dem Schloßhofe zugeht, ist von außerordentlicher Schönheit und erinnert an italienische Architektur. Die ganze Wand scheint ein lichtes Fenster. Aus dem durchbrochenen Mauerwerk tragen 6 vortretende schlanke Granitpfeiler, mit chimärischen Relieffiguren geschmückt, die

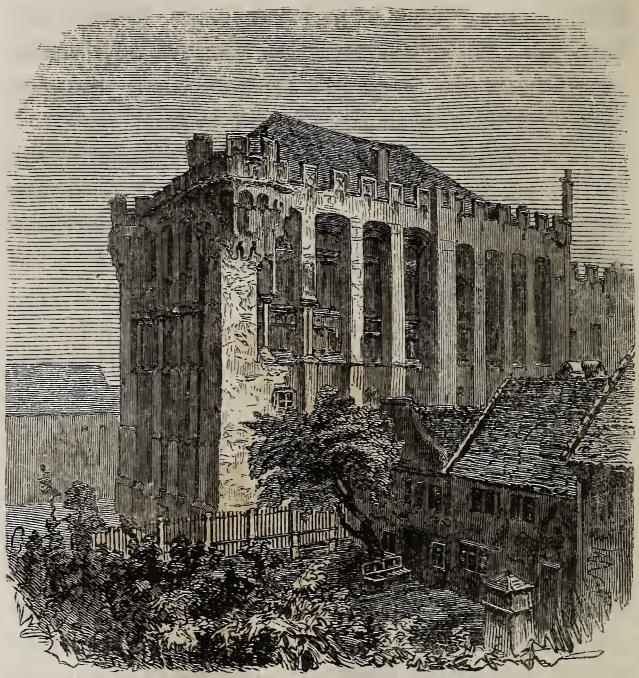
oberen Mauerbögen, über denen zarte Zinnen als schützende Brustwehr bis über das Dach aufsteigend sich wie eine Mauerkrone gegen den Himmel abkanten. Ueber einer der Eingangspforten erinnert das in Stein gehauene Wappen der fürstlich-reußischen Familie an deren hohen Ahnherrn, Heinrich von Plauen, der hinter diesen Pfeilern und Bogen in „Meisters morgenhellem Gemach" wohl manche Stunde drückender Sorge über die Bedrängnisse seines geliebten Ordenslandes zugebracht haben mochte.

Nicht minder groß und erhebend ist der Anblick, wenn wir von der Grabenbrücke aus, die das Hochschloß mit dem mittleren verbindet, die Südwestseite des hochmeisterlichen Palastes vor uns haben und den ganzen Bau im vollen Bilde von seinen untersten Geschossen vier Stockwerke durch bis hinauf zu den hochragenden Zinnen ins Auge fassen.

Die riesige Kraft des unerschütterlichen Mauerwerks im Fundamente, der Ernst in den Anstalten zur Vertheidigung, die heitere Ansprache der Kunst in dem rings umhergewundenen Kranze der Fenster aus Stukkatur, die Freiheit der schlanken Strebepfeiler dort im Eck des hochmeisterlichen Remters, die Kühnheit der Zinnenbrüstung und der Einklang, in welchem Alles zu einander steht, — wahrlich, es ist ein selten großes Bild, welches der Betrachtung hier sich darbietet. Tief aus dem Boden, von den übermächtigen Kellern, die wie der gebändigte Erdgeist sich unwillig beugend das Ganze tragen, erhebt sich der kühne Bau, Pfeiler auf Pfeiler und Gewölbe über Gewölbe durch vier Geschosse wie ein Münster immer höher, leichter und luftiger bis in die lichten Sterngewölbe der oberen Prachtgemächer, die das Ganze mehr überschweben

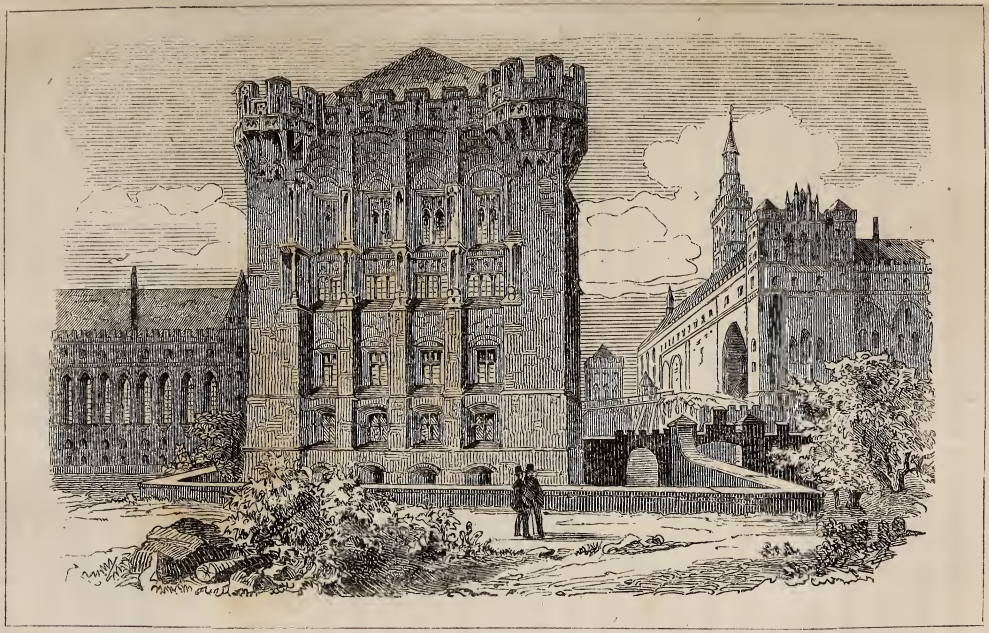
als bedecken; — es ist ein eigen großartiges Bild, welches sich hier vor uns aufthut.

Aber den großartigsten Eindruck übt die nach der Nogat zu gelegene Westseite dieses Schloßtheiles aus.



Die Südwestseite der Marienburg.

Man hat da stolz übereinander gefügt, im sinnigsten Einklange der Kunst die vier Stockwerke im vorspringenden Flügel, ein steinernes Zellengewebe, als des Meisters fürstliche



Die Nogat- oder Westseite der Marienburg.

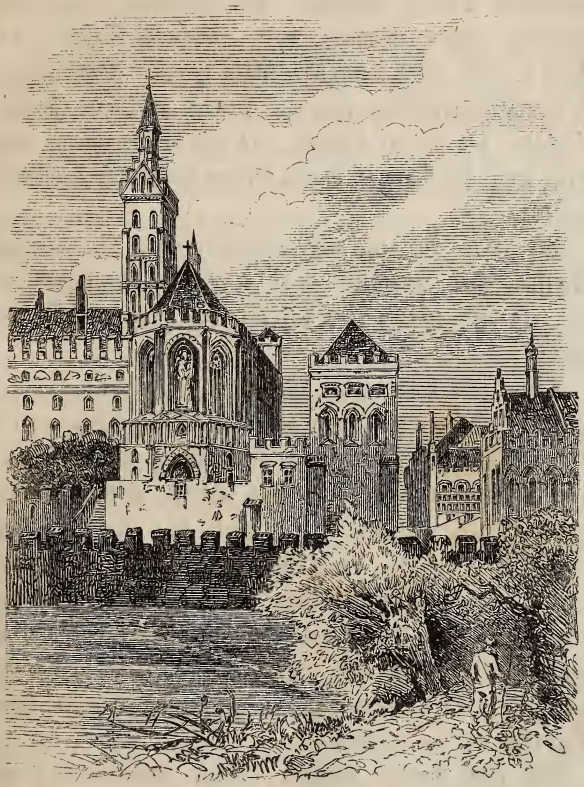
Wohnung; oben im höchsten Geschoß der Prachtsaal von Meisters „großem Remter" mit seinen vier lichten Doppelfenstern voll herrlicher Glasmalerei; — letztere sind durch feine, vorspringende Granitpfeiler von einander geschieden und auch unter den mächtigen Eckbrustwehren treten gleiche Pfeiler aus der vollen Masse hervor; sie gleichen, aus der Entfernung gesehen, feinen Marmorstäben. Stuckverzierungen unterhalb der Zinnen hängen wie ein lichter Schleier an den oberen Doppelfenstern herab und eine Doppelreihe breiter Fenster ziert die unteren Etagen. Je höher der Bau hinaufsteigt, desto größer die Kühnheit, und je höher das Gestein dort oben zu schweben scheint, desto leichter und gefälliger wird es mit all seiner ungeheuern Masse. In der That, man findet nirgends an einem weltlichen Baue so viel Größe und Würde, so viel Masse und Kraft vereint mit Leichtigkeit und Freiheit im kühnsten Aufschwung zusammen, als an diesem Mittelschlosse der Marienburg. Zwar ist dasselbe nur ein kleiner Theil des großen Ganzen, aber in demselben offenbart sich am meisten der geläuterte Geschmack und Kunstsinn des deutschen Ordens und die Erhabenheit deutscher Baukunst, dieser Baukunst, die, in Deutschland sonst nur an Kirchenbauten sichtbar, hier auf Wohngebäude angewendet wurde. Links von diesem vorspringenden Flügel des Prachtschlosses schließt sich der „Conventsremter" als gemeinsamer Speise- und Vergnügungssaal der Ordensritter an. Wir gewahren von außen eine stattliche Reihe von 8 großen farbigen Fenstern, harmonisch zugespitzt; über ihnen einen Kranz stolzer Zinnen, zur Vertheidigung wie zum Schmuck. Leider ist der Blick noch durch einige kleine davorstehende Häuser verdeckt; aber es ist im

Plane, sie wegzureißen. Doch zu bedauern wäre, wenn man auch die abbräche, welche rechts vor dem hohen Schlosse stehen und ziemlich weit an der Hügelwand der Nogat hinaufreichen. Es sind kleine Häuser, ein oder zwei Stockwerke hoch, unregelmäßig mit niedrigen und bisweilen schiefen Fenstern, hier auf den Stumpf eines alten Burgthurms aufgesetzt, dort auf Holzpfählen ruhend, zwischen denen die Ruine des alten Brückenthors sich lagert; sie sind wie eine Brücke aus der alten Zeit in die Gegenwart; man sieht, wie das Leben nicht abstirbt, wenn auch Burgen verfallen, sondern wie es überall noch unter Ruinen selbst sich anhängt und fortknüpft.

Noch einen andern großartigen Anblick gewährt uns die Burg von der „Madonnenseite" der Schloßkirche aus gesehen. Gerade vor uns erhebt sich über der inneren Schloßmauer des Burggrabens die freundliche Schloßkirche mit dem Schloßthurme zur Seite, von Dietrich von Altenburg als Verlängerung des „Kapitelsaales" also ausgebaut. Wir erblicken in der Mauernische oben das große Marienbild, aus Stuckmasse, mit eingedrückten farbigen Glaspasten überzogen, welches Bild wohl von allen Denkwürdigkeiten der Burg den verbreitetsten Ruf hatte. Dasselbe war auf eine weite Entfernung berechnet, woher die einzelnen Theile desselben uns nun so übergroß erscheinen*). Unter der Schloßkirche befindet sich die „Annenkapelle" und darunter die „Annengruft" als Ruhestätte der Hochmeister. Wir gewahren

*) Die Höhe der Jungfrau beträgt 25′, die Größe des sitzenden Christuskindes 6′, das Profil des Gesichtes der Jungfrau $3\frac{1}{2}$′.

auf dieser Abbildung noch vor uns den dreifenstrigen „Pfaffenthurm", verbunden mit der Schloßkirche durch die „Pfaffenmauer" und links davon einen Theil des „Hohen Schlosses"



Die Madonnenseite der Marienburg.

und davor den Kirchhof der Ordensritter (Parchem), von Bäumen beschattet. Eine Zugbrücke führt vom „hohen" zum

„mittleren" Schlosse hinüber, in den Schloßhof. Die Kirche zur Rechten war die „St. Bartholomäuskirche" und im Hintergrunde tritt uns der Prachtbau der Ostfaçade vom hochmeisterlichen Schlosse entgegen. Wir erkennen in dem dreifensterigen lichten Gemache vorn „Meisters Stube", aus welcher derselbe einen freien Durchblick zwischen Pfaffenthurm und Bartholomäuskirche weg nach seinem „wälschen Garten" hin hatte, der an der Ostseite, wo jetzt der Bahnweg nach Elbing geht, die Burg in einem weiten blühenden Halbkreise umgürtete.

Wir gehen auf eine nähere Beschreibung der einzelnen Prachtsäle und Gemächer des „mittleren Schlosses" erst später ein und halten uns vorerst noch ganz an das Allgemeine.

Schon aus dem bisher Gezeigten ergibt sich, daß des deutschen Ordens Haupthaus zur Marienburg nicht nur das umfangreichste, sondern seiner großartigen und originellen Construktion nach auch das schönste und erhabenste Groß- und Kunstbauwerk der Welt ist. Diese Ansicht sprach schon 1816 der berühmte Kenner deutscher Baukunst Costenoble aus bei seinem Besuche der Marienburg, schon damals, als das Ganze noch durch mannigfache polnische Inbauten entstellt war und die Größe und Pracht, die sich durch spätere Entdeckungen an diesem Bau offenbarten, kaum erst geahnt werden konnten.

Und diese Ansicht theilten spätere Kunstkenner, wie Moller in Darmstadt, Schinkel und v. Quast in Berlin, R. Brown aus Amerika, der im vorigen Herbste von Petersburg kommend der Burg seinen Besuch abstattete.

Alle kamen darin überein, daß es kein zweites Bauwerk in der Welt gebe, welches in Hinsicht auf Größe und Schönheit, Originalität und Consequenz mit dieser Ordensveste sich vergleichen lasse.

Freilich konnte das große Ganze nicht mehr in seinem ganzen Umfange hergestellt werden. Die mehrfach ausgemauerten Gräben, die gewaltigen Wehrmauern und Thürme von mannigfacher Form und Größe, die einst in furchtbar schützender Pracht die stolze Veste umgaben, zeugen freilich größtentheils nur in ihren Trümmern noch von der ursprünglichen Größe und Unbezwingbarkeit dieser weitläufigen Festungswerke. Das Hochschloß, 1276 als unangreifbare Burg erbaut, ist 1801—3 in ein plumpes Magazin verunstaltet worden, die eingeschlagenen Prachtgewölbe und zertrümmerten Thürme und Arcaden konnten, wie schon bemerkt, nicht wiederhergestellt werden; dennoch erregen die kolossalen Mauern und die geringen Ueberbleibsel von deren vormaliger Verzierung noch immer unsre Bewunderung und die Schloßkirche mit der Annengruft erheben wunderbar das Gemüth des Beschauers. Auch die Pracht und Kunst, die in den Räumen des östlichen und nördlichen Flügels des mittlern Schlosses geherrscht und den Fremden ergötzt haben mag, ist, wie wir oben gezeigt haben, ein Raub vernichtender Zeit geworden, ja auch die alte „Vorburg", welche vom Schlosse bis zum Buttermilchthurm nach Norden zu sich hinzog, hat modernen Häusern und der Anlage der Nogat-Eisenbahnbrücke Platz machen müssen*). Nur der Theil vom

*) Auf der „Vorburg" standen die Wohnungen für die Knechte, der Marstall, der Tempel (ein kolossales Vorrathshaus), das Karvanshaus (für

Mittelschlosse, welcher die hochmeisterlichen Prachtgemächer, sowie den Conventsremter enthielt, konnte erhalten und restaurirt werden; aber gerade in diesem kleinen Theile des großen Ganzen offenbart sich uns am meisten der geläuterte Kunstsinn des Ordens und die Erhabenheit deutscher Baukunst. Und woher dies? Ein eigner Geist tritt uns aus diesem Bauwerke entgegen. In den deutschen Domen sehen wir die Kirche allein in einer großartigen Idee verkörpert, Styl und Idee gehen auf sie zurück. Hier in der Marienburg ist die Kirche mit der Welt vereinigt, Religion und Leben in ein großes, schönes Gemälde gebracht. Wie der Ritter, der des Ordens Glied war, das Kreuz mit dem Schwerte vereinigte und das Schwert durch das Kreuz heiligte, so ist in diesem Ordenshause auch überall eine Vereinigung des Heiligen mit dem Weltlichen sichtbar. Das Haus war Burg, eine Landeswehr gegen Feindesgewalt und gleichzeitig Wohnsitz des Fürsten; es war aber auch Kirche mit geheiligter Stätte; denn außer Meisters stiller Kapelle im mittlern Schloß gab es der Kapellen noch zwei in der Vorburg, und noch heute befindet sich in dem „Hohen Schlosse" die Schloßkirche mit der Annenkapelle und mit dem kolossalen Marienbilde aus Mosaik, welches in einer Nische der äußern Kirchenmauer stehend seine Blicke gleich Strahlen des Segens weit in das Land hinein wirft. Nirgends anders als in der Marienburg wird

---

Wagen und Geschütze), das große Kornhaus, Gieß- und Brauhaus, die Bäckerei und der Briefstall, in welchem die Pferde für die Briefjungen (Schweiken) stets gesattelt standen. Bekanntlich hatte der deutsche Orden die ersten Postanstaltseinrichtungen getroffen.

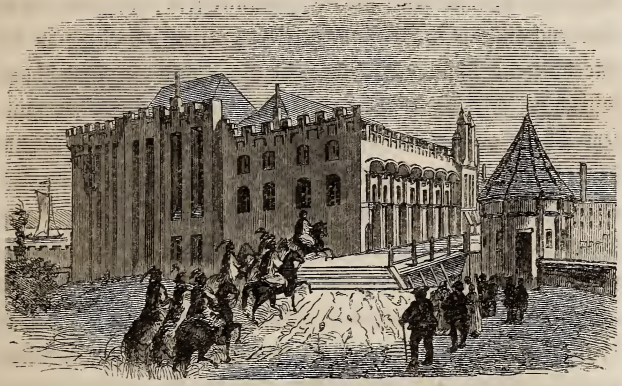
man von dem Gedanken durchdrungen, daß nur ein solches heilig-weltliches Wohnhaus der wahrhaft würdige Sitz des Meisters war, eines Fürsten, in welchem der Kampf des Mittelalters zwischen Staat und Kirche als versöhnt sich darstellt. In Wahrheit bleibt der deutsche Ordens-Hochmeister, mit Kreuz und Schwert zugleich geschützt, wohl eine der wunderbarsten Erscheinungen des Mittelalters; denn es ist in seinem Wesen und in seiner Bedeutung das Uebersinnliche und Irdische in Harmonie gesetzt, wie sie sich nirgends wiederfindet. Eben in dieser Beziehung muß man die Marienburg ein Denkmal nennen, welches in architectonischer Hinsicht einzig dasteht in der Welt. Mag der Laie durch den Glanz von Fürstenpaläſten vielleicht mehr bezaubert, mag des Frommen Gemüth in unsern herrlichen Domen tiefer ergriffen werden — die Marienburg hat ihren eignen Geist; durch sie geht eine tiefe Idee, die Idee der Versöhnung des Irdischen mit dem Himmlischen. Ist man nicht versucht, die alte Sage: „die Marienburg senke sich mit ihren Gewölben und Prachtgemächern ebenso weit in die Tiefe der Erde hinab, als sie hoch über sie emporsteigt", auf eben diese Idee anzuwenden? — Demnach ist die Marienburg als das ehrwürdigste Ueberbleibsel altdeutscher Kunst und Bildung und als die einzige Urkunde deutschen Geschmacks bei Vereinbarung von fürstlicher Prachtwohnung mit kirchlichen und Vertheidigungs-Zwecken zu betrachten und müßte sie als ein volksthümliches Angehör angesehen werden, so weit die deutsche Zunge reicht, und das gesammte deutsche Volk sollte sich stolz dünken. in den Besitz desselben gekommen zu sein.

Gehen wir auf das Einzelne zurück, so ziehen vorzüg-

lich folgende Schloßtheile ihrer architectonischen Schönheit und Originalität wegen die Bewunderung des Beschauers auf sich: der „obere Gang“ und „Meisters Remter“. Die lichten Sterngewölbe des letztern, die das Ganze mehr überschweben, als bedecken, ruhen in der Mitte kühn nur auf einem Granitpfeiler und scheinen, in schönster Symmetrie um ihn herumgestellt, gleichsam den Kreis der Männer nachzubilden, die in ernster Ordenstracht hier einst den Meister umstanden; oder man könnte wohl auch die von dem schlanken Pfeiler strahlengleich sich emporschwingenden Gewölbgurten mit einem feurigen Gebete vergleichen, welches ein Heinrich von Plauen in hart bedrängter Noth aus seiner Heldenbrust zum Himmel hinaufsandte. Alle großen Erinnerungen, alle Macht und Pracht des Ordens wollte der alte Baumeister in einen großen Gedanken zusammenfassen, der Alles zum Himmel emporpfeilere. Manchem scheint es vielleicht, als verlange der schlanke, 13½′ hohe Granitpfeiler die Bögen spitzer und höher oder weiter geschweift; allein gerade darin liegt die wunderbare Kunst dieses Bauwerks, daß die Verhältnisse so genommen sind, daß weder der Spitzbogen so steil ist, wie er nur für die Kirche sich schicken würde, noch so weit, daß er zum Rundbogen wird; eben dadurch macht sich dieser Prachtsaal originell schön.

In dem untern „Conventsremter“ aber feierte die Baukunst des Ordens ihren höchsten Triumph. Es dürfte nicht zu Viel gesagt sein, wenn man behauptet, die gesammte gothische Baukunst habe unter ihren Tausenden edler Bildungen kein Gewölbe hervorgebracht, welches an Leichtigkeit der Bildung, wie an Eleganz der Formen und an schönem

Verhältniß der Stützen zum Gestützten diesem Meisterwerke der Kunst gleichkomme. Man möchte sagen, alle früheren Gewölbeconstructionen seien nur Vorbereitungen zu diesem höchsten Triumphe, alle späteren ein verkünsteltes Hinabsteigen vom Gipfel. „Mir ist in keinem Lande", sagt daher auch der berühmte Kunstkenner v. Quast, „ein anderes Gewölbe vorgekommen, welches diesem gleich drei Fontänen über den zarten Granitstützen emporsteigenden Strahlengewölbe gleich käme."



Ostfaçade des mittleren Schlosses der Marienburg.

Auch die Ansicht der Ostfaçade des Mittelschlosses nach dem Schloßhofe zu ist von hoher Schönheit. Die ganze Wand scheint ein lichtes Fenster. Aus dem durchbrochenen Mauerwerke tragen hervortretende Granitpfeiler, mit chimärischen Reliefsiguren gemischt, die oberen Mauerbögen, über denen starke Zinnen, als schützende Brustwehr bis über das Dach emporsteigend, sich wie eine Mauerkrone gegen den Himmel ab-

kanten. Schon der äußere Glanz dieser Schloßfaçade deutet auf die Hoheit der Person hin, die in diesen Gemächern ihren Wohnsitz hatte.

Ein höchst originelles Kunstdenkmal besitzt die Marienburg endlich in der „goldenen Pforte". Diesen Namen führt nämlich der im hohen Spitzbogen tief in die Mauer eingelegte und reich verzierte alte Eingang zur Schloßkirche. Schon wegen seiner ehemaligen reichen Vergoldung und seiner sonstigen künstlerischen Bedeutsamkeit könnte er mit Recht die „goldene Pforte" genannt sein, obgleich dieser Ausdruck nicht mit Bestimmtheit herzuleiten ist. Noch ist die alte hölzerne Thür desselben vorhanden und an dem phantastisch verschlungenen Bild- und Blätterschmuck aus gebranntem Thon bei dieser Pforte die frühere Vergoldung zum Theil noch sichtbar. Daß dieses Portal vom ursprünglich ältesten Bau herrührt*), zeigt uns eben die Art seiner Verzierung in gebranntem Thon, wogegen die späteren Zierrathen an dieser Kirche aus Dietrich von Altenburgs Zeit und später aus Stuck und Kalkstein gearbeitet worden. Das vielgegliederte Portal mit dem Reliefschmuck seiner Säulencapitäle, so wie die reich geschmückten Nischen in der Mauerdicke zu beiden Seiten des Portals, wo über Eck- und Mittelsäulchen von trefflicher Profilirung sich phantastische Bögen von verschiedener spitzbogiger und anderer Formbildung hinziehen, gehören unbestritten zu dem Edelsten, was im Ziegelbau geschaffen worden. Herr v. Quast steht nicht an, es auszusprechen, daß, was zierliche, bis in die einge-

*) Unter Werner von Orselen 1324—1330.

legten Formen durchgeführte Detailbildung betrifft, im gesammten Ziegelbau Nichts vorkomme, was dieser ihren Namen im edelsten Sinne des Worts führenden goldnen Pforte gleichkäme.

Originell steht die Marienburg auch da des Baumaterials wegen, aus dem sie aufgeführt worden. Der Mangel an hinreichenden Bruch- und Sandsteinen, aus denen die schönsten Bauwerke Deutschlands ausgeführt sind, leitete in Preußen von selbst zu dem zierlichen Bau von gebrannten, zum Theil verglasten und buntfarbigen Ziegeln, die in ihrer saubern und sorgfältigen Zusammensetzung eine überaus anmuthige glatte Fläche bilden und durch ihre rothbraune Färbung in das Ganze einen warmen und gemüthlichen Ton bringen. Aus demselben Grunde mußte man aber auch ferner im Aeußern jenen überreichen Schmuck von Thürmchen, Spitzen und durchbrochenen Giebeln entbehren, welcher der altdeutschen Bauart sonst eigen ist und sich auf die einfache Verzierung von Rauten und Zickzacken aus schwarzglasirten Ziegeln auf dem rothen Grunde der Mauern beschränken.

Originell ist dieses Ordenshaus auch seiner Entstehungsart nach. Wer ist der Schöpfer von Allem? — Wir haben keine Antwort auf diese Frage; den Namen des Erbauers hat keine Erinnerung aufbewahrt. Technische Unebenheiten und Willkürlichkeiten im Einzelnen lassen errathen, daß es kein Baumeister von Fach gewesen. Dr. Nasemann meint im Bremer Sonntagsblatt*), ein hochsinniger, groß-

*) Das Bremer Sonntagsblatt brachte im Jahre 1854 No. 60 einen werthvollen kleinen Aufsatz von diesem jungen Schriftsteller.

denkender Ritter und Ordensbruder sei es gewesen, der den Plan des Werks entworfen und ihm vorgestanden habe; begeistert von dem Gedanken an die große Zukunft seiner Brüderschaft habe er die schwungvollen Gebilde seiner Phantasie ausführen lassen, vielleicht so, wie in neuerer Zeit Knobelsdorf die Bauten des großen Friedrich leitete. Historisch fest steht, daß die Burg allmälig erweitert, umgebaut und verschönert wurde. Das zeigen die verschiedenen Bausthle im Einzelnen des großen Ganzen. Es werden daher auch im Laufe der Jahre, von 1280 etwa bis 1360, der Baumeister viele daran gebaut haben. Und eben deshalb hat dieses Ordensschloß für Architecten noch ein besonderes kunsthistorisches Interesse.

Es ist ferner ein eigener Zusammenhang darin, daß der Hochmeister gerade von Venedig aus in die Marienburg einzog und daß man heute, wenn man den Bau mit andern vergleichen will, an den Marcusplatz erinnert wird. Schinkel stellt auch die Rathhäuser von Löwen und Brüssel damit zusammen, Böttcher u. A. haben an die Alhambra und an die Bathalia in Portugal erinnert. Alle kommen aber darin überein, daß man die Schönheit der Verhältnisse, die Kühnheit der Gewölbe, die Originalität und Consequenz der Façaden am Hauptgebäude des Mittelschlosses anderswo überall vergebens suche und daß es in der ganzen Welt kein zweites so reines Denkmal der ritterlichen Vorzeit gebe. — Es kann sich überhaupt nur eine Stadt mit Marienburg messen und das ist Nürnberg. Hier ist die ganze Stadt ein Monument, weil der betriebsame reiche Bürger in allen Straßen wohnte und alle Erker schmückte;

in Marienburg dagegen drängt sich Alles auf das eine Schloß zusammen, wo der gebietende Fürst seinen Sitz hatte und das von der heil. Jungfrau geschützt ward. Wie von der Hochburg Athens das Bild der schützenden Göttin weithin gesehen wurde, so, aber andächtiger, blickte die Umgegend hier nach der Schutzheiligen des Ordens. „Siehst Du Marienburg nicht?" ist noch die sprichwörtliche Frage im Volksmunde dort, wenn das Auge das Nächste und Deutlichste übersieht.

In Folge ihrer so hohen architectonischen Schönheit und Genialität übt denn auch die Marienburg einen moralischen Einfluß aus. Jedes schöne Gewölbe ist eine Andeutung des Himmels. Die Marienburg hat aber der edlen Gewölbe und herrlichen Säle so viele, daß man wahrhaft mit Andacht erfüllt wird, wenn man in dieselben eintritt. Dies gilt vorzüglich vom untern „Conventsremter", dessen zarte, luftige Gewölbe wie hingehaucht auf drei schlanken Pfeilern ruhen. Zum Beweise, wie tief ergreifend die zaubervolle Schönheit und himmlische Ruhe dieses Saales auf das Gemüth des Beschauers einzuwirken vermag, diene noch folgender Vorfall, der uns aus glaubwürdigstem Munde zugekommen. Ein alter berühmter, aber bei seinen Acten fast eingetrockneter Rechtsgelehrter aus Königsberg besuchte vor langer Zeit einmal das Schloß, als noch Prediger Häbler, der fromme Hüter dieser denkwürdigen Ruine, lebte, und wurde von diesem beredten Führer selbst durch die Hallen und Prachtgemächer der Burg geführt. Als man nun zu diesem Remter gekommen war und Häbler dem bisher ganz schweigsamen Gaste die unübertreffliche Schön-

heit dieses erhabenen Saals erläutern wollte, legte Letzterer plötzlich seinem Führer die Hand auf den Mund und bat denselben dringend, ja seine Demonstrationen einzustellen und zu schweigen; denn nur „niederknien und beten" sei hier am Orte. Ja, man versicherte mir sogar, daß der Pfarrer aus einer benachbarten Stadt, der seine Frau aus leidenschaftlicher Liebe zu einer andern vor längerer Zeit heimlich vergiftet hatte, wegen Unzulänglichkeit des Beweises aber vom Gerichte freigesprochen war, durch das Betreten dieses Remters sich plötzlich in seinem Gewissen so aufgeregt fühlte, daß er weder Ruhe noch Rast im Schlosse fand. Mit solcher Macht wirkt die unaussprechliche Hoheit und Heiligkeit dieses Ortes. — Daher erfüllen denn nicht etwa bloße sogenannte Kunstfreunde und vorwitzige Touristen das aufgeschlagene Schloß-Fremdenbuch mit ihren Exclamationen, — nein, ein buntes Wallfahrten den ganzen Sommer durch führt Menschen, die früher Nichts von einander gewußt, in diesen Sälen zusammen und zwar nicht zu faden Sommervergnügungen, die mit der launenhaften Mode wechseln; — es ist die geheimnißvolle ideale Uebermacht, die hier plötzlich mitten aus der zwar überaus fruchtbaren, aber langweiligen Fläche alltäglichen Wohlbehagens gedankenreich emporstieg; — es ist die kräftige und in ihrer Einfachheit Allen klare Schönheit der Formen, in welche das Volk unbewußt und zu innerem Frommen sich allmälig hineinlebt, wie ja überall jene Geschlechter die edelsten und kunstsinnigsten geworden, die auf ihren mit Kunstdenkmälern geschmückten Plätzen täglich mit den Göttern verkehrten; — es ist endlich der deutsche Sinn und Geist,

der wie ein frischer Waldeshauch durch diese Säle weht und die auf die Vorhut gestellten Preußen mit ihren Stammgenossen im Westen andauernd verbrüdert; — die stete, durch den ganzen Bau und seine Geschichte hindurchgehende Hinweisung auf das Kreuz, unter dem das Volk schon einmal für König und Vaterland gestritten und gesiegt.

Betrachten wir ferner aber die Marienburg auch ihrer historischen Würde nach. Stünde dieselbe da, ohne daß ihre historische Hoheit bekannt wäre, oder hätten ihre Gemächer keine andere Bestimmung gehabt, als nur einem bedeutungslosen Prachtleben zum Schauplatze zu dienen: — man würde dies großartige Gebäude wohl anstaunen, aber niemals wäre auf einen allgemeinen Anklang in den Herzen des Preußenvolks zu rechnen gewesen, als man es unternahm, das verfallene Gebäude mit so großen Kosten wiederherzustellen. Es verhielt sich aber damit anders. Der Sonnenglanz einer großartig herrlichen Vorzeit umstrahlte zauberisch die alten Mauern dieser Hochmeister-Residenz; — die Erinnerung an das tief eingreifende Leben einer ernsten Vergangenheit sprach noch mahnend aus den großartigen Formen der ehrwürdigen Ruine; — die Umgestaltung eines heidnischen Landes in ein christliches, die Begründung eines deutschen Lebens am fernen Bernsteinmeere, die Grundlegung der Verfassung des heutigen Preußenlandes; — Alles führte die Erinnerung auf die Marienburg wie auf einen großen, mächtigen Brennpunkt in dem historischen Leben Preußens zurück — und wenn die Marienburg, mit Künstleraugen betrachtet, auch bei Weitem nicht so herrlich und erhaben dastünde; — schon als ge-

schichtliches Denkmal hätte sie es verdient, als ein Ehrendenkmal preußischer Vorzeit vor den Augen des Volks herrlich wieder hingestellt zu werden.

Die Burg verfiel mit ihrer Pracht, als der Orden nicht mehr würdig war, sie länger zu behaupten und erstand in neuester Zeit erst wieder, als das Preußenvolk sich werth gezeigt hatte, sie zu behalten. Man hatte mit der ehrwürdigen Burg eine unverantwortliche Schmach getrieben. Sie war nach Vertreibung des letzten Hochmeisters, Ulrich von Ehrlichshausen, herabgesunken zum Wohnsitze polnischer Starosten, die, nur kleinlichen Vortheilen nachgehend, den schönen Prachtbau des Schlosses nach dem Ungeschmack damaliger Zeit durch verunglimpfende Veränderungen verzwickten und zerstückten. Doch muß ein billiges Urtheil den Ordensfeinden nachsagen, daß sie weniger zerstörten, als durch Zuthaten verunzierten, und daß sie stehen ließen, was nicht gerade einstürzen mußte. Dann kam die Burg an Preußens großen Friedrich und jetzt wurde leider aus Utilitätsrücksichten in kurzer Zeit mehr zerstört, als die polnische Zeit je verdorben hatte. In Meisters Remter schlugen Weber ihre Stätte auf, der Conventsremter wurde ein Exercierhaus und später eine Reitbahn, die benachbarte Conventsküche in einen Pferdestall verwandelt, ja Minister v. Schrötter hatte 1804 sogar den Befehl zur gänzlichen Abtragung des Schlosses erlassen. Zwar wurde durch Max v. Schenkendorf schon im J. 1806 die Wiederherstellung des Baues angeregt, aber das hereinbrechende Kriegsunglück hatte keine Zeit zu solchem Vorhaben. Erst als im Brande von Moskau das Morgenroth einer neuen Zeit mahnend empor-

leuchtete, stieg auch für die geschmähte Marienburg eine Zeit der Ehre wieder auf. Das Land der Marienburg hatte den Umschwung der politischen Geschicke zuerst von allen Gauen des deutschen Vaterlandes erfahren und von hier, von Ost- und Westpreußen, flammte jene hinreißende Begeisterung auf, die mit ihren Freiwilligen und ihrer Landwehr alle Völker Deutschlands zu einem großen Siegesheere verbrüderte. Deutschland hatte sich selbst wieder erkannt und die Herzen, einmal vom Hohen berührt, wurden auch für die großen Erinnerungen der Vorzeit und für die Denkmäler, die von jenen zeugen, wieder empfänglich; man sah ein, daß es kein Vorwärts gebe, das nicht in der Vergangenheit wurzele und daß der Stammbaum jedes neuen Gedankens in der Geschichte, als in den Gesinnungen und Irrthümern der früheren Geschlechter, nachzuweisen sei, und man sehnte sich überall nach einem dauernden Symbol dieser neuen Ueberzeugung. Aber es wäre, wie sonst, so auch hier in Preußen Alles nur ein schöner, sehnsuchtsvoller Traum geblieben: — da wies auf einmal Hr. v. Schön, damals Oberpräsident von Preußen, auf das rechte Stammhaus preußischer Bildung und Größe, auf die verlassene Marienburg hin. Er, der den alten erhabenen Burggeist in seiner ganzen Bedeutung erkannt hatte, warf den ersten Gedanken zündend in jenes neuerwachte Volksgefühl, den Gedanken, in Stein für alle Zeiten zu bekunden, wie der treuen Eintracht zwischen Herrscher und Volk die wunderbare Macht gegeben, das ewig Alte und Neue aus dem Schutt der Jahrhunderte verjüngend wieder emporzurichten.

Und noch ein anderes Ziel sollte erreicht werden. Durch

eigenes Verschulden wie durch des Geschickes Ungunst auseinander gerissen, standen Ost- und Westpreußen Jahrhunderte lang sich fremd gegenüber. In jenem war das ursprünglich deutsche Leben gesichert, in diesem aber wurde es durch polnisch-slavischen Geist mehr und mehr beengt und erdrückt. Des unsterblichen Friedrichs Hand vereinte wieder, was nie hätte getrennt werden sollen. Aber die so lange Getrennten hatten ihren gemeinsamen Ursprung vergessen und sich als Brüder zu betrachten verlernt. Als zwei Provinzen standen die Länder, die doch nur ein Land sind, um ihres Königs Thron. Der Ostpreuße legte sich den ehrenden Beinamen „Altpreuße" zu, um sich von dem Bruder zu unterscheiden, der einst im thörichten Sinne das gemeinschaftliche Familienband zerrissen hatte. Mit der Vereinigung unter einen Herrscherstab war die Verschmelzung zu einem Volke noch nicht bewirkt. Sollte dies geschehen, so mußte das Volk auf die Vorzeit, es mußte in sein gemeinsames Vaterhaus zurückgeführt werden: — die Marienburg mußte wieder dastehen in ihrer alten Pracht, um wie ein Vater den Preußen aus Ost- und Westpreußen zuzurufen: Sehet, ihr seid Brüder!

Und daß dieses geschah, war eben das Werk jenes großen, genialen Mannes, der seinem Vaterlande in Allem, was wahrhaft patriotisch ist, schon ein halbes Jahrhundert durch vorgeleuchtet hat und über alles Kleinliche und Gemeine immer hoch hinweggeschritten ist: v. Schön, unterstützt von dem Prediger Häbler und dem wackern Baumeister Gersdorf in Marienburg, hat die Wiederherstellung geleitet und so weit zu Ende gebracht, als sie geführt werden konnte. Ist

der Name des ersten Erbauers vergessen, so darf doch Niemand, der von der Marienburg spricht, versäumen, den Namen des zweiten mit hohen Ehren zu nennen. Wie ein zweiter Plauen erschien er uns, der jede Mühe und Gefahr gering achtete, um seine Burg zu retten aus den Händen von Barbaren, und der Alle, die hohen und edlen Sinnes sind, um sich einte und verband, um den alten Glanz dieser großartigen Ruine wieder zu erwecken. Mit leerer Hand, aber im hochherzigen Vertrauen, daß alles Edle und Große sich selber Bahn schaffe, ging er getrost ans Werk, im Vertrauen auf die Hülfe und Mitwirkung des ganzen Volks, ein Vertrauen, das des Arbeitsgenossen eines v. Stein und des Freundes von Scharnhorst würdig war; er überpfeilerte muthig manche kleine Ungunst und zweifelsüchtige Gleichgiltigkeit und hat in dem wiederhergestellten Riesenbau, ohne es zu wissen und zu wollen, sich selbst das schönste und unvergänglichste Monument errichtet. So wurde denn seit dem Jahre 1817 frisch Hand an die Arbeit gelegt. Der unermüdliche Häbler suchte aus der Erinnerung noch Lebender und aus alten Urkunden die Masse und die Formen des alten Baues festzustellen; Gersdorf half als Techniker an Ort und Stelle, Professor Voigt in Königsberg trat mit seinen archivalischen Schätzen unterstützend bei, Bürgermeister Hüllmann übernahm das Amt des Treßler, v. Schön stand dem Ganzen vor und verschaffte die Mittel. Und die Marienburg ist ein so erhabenes Baudenkmal, daß sie, was sonst wohl selten der Fall, mit der unendlichen Macht der Kunst nicht von einem Menschen, sondern von einem ganzen Volke, als Inbegriff der Menschheit, es forderte, sie

nicht ferner in ihrer Erniedrigung zu lassen, und gebietet sie solches so unbedingt, daß Jeder seine Gabe gern von selbst darreicht. Und eben dadurch ist die Wiederherstellungsart derselben eine ganz eigenthümliche geworden; sie ging vom Volke aus und ist in jeder Hinsicht volksthümlich geblieben. Herr v. Schön war der Ansicht, jedes Volk müsse wie Alt-England sein heiteres Westmünster haben, wo der König Patron und alle Edeln des Volks mit zu Hause seien; nirgends aber könne ein Bau sich hierzu würdiger zeigen, als die Marienburg, da sich alle großen Erinnerungen des Preußenvolks an sie knüpfen, gleichsam als geistiges Ahnenhaus der Preußen, als Horst des schwarzen Adlers. Um aber jeden Preußen darin heimisch zu machen, sollte sich keiner mit bloßen Zahlen abfinden dürfen. Die gewöhnlichen Subscriptionen, nur zu häufig ein eitles Spiel der Ostentation, wurden vorweg abgelehnt; nur die That sollte gelten. Jeder, dem es Ernst war um die Sache, jede Stadt, Corporation, Familie ꝛc. konnte die Herstellung eines bestimmten Theils des großen Werks, z. B. eines Pfeilers, Fensters, Gewölbes, auf eigene Kosten übernehmen und durfte ihre ehrenhafte Mitwirkung durch Inschriften oder sonstige Embleme an dem Bau selbst für die Nachwelt bekunden. Der König übernahm das Dauernde, Fundamentale; sein Volk aber den weiteren Ausbau und Schmuck. Da haben denn die ganze königliche Familie, der Adel und die Städte, Landgemeinden, Schulen und Universitäten, Richter und Regierungsbehörden des alten Ordenslandes, ein Jeder nach seinen Kräften, bereitwilligst beigesteuert. Unaufgefordert hat Mancher aus weiter Ferne mitgeholfen. Der Name v. Stein findet sich an einem Pfeiler

des obern Ganges; die Wappen der Grafen zu Eulenburg, von Egloffstein und von Dohna, sowie der Familien v. Fahrenheit, v. Bardeleben und v. Hülsen neben dem Schinkel's und v. Eichendorff's als Glasgemälde in „Meisters Gemach", die kräftigen, gekanteten Zinnen über Meisters Remter sind eine Gabe des eisernen York. Und noch heute gehen unerwartete und reichliche Geschenke ein, so vor Kurzem noch einige tausend Thaler von Mennoniten zur Aufbauung eines alten achteckigen Wartthurms und von den Buchhändlern Königsbergs hundert Thaler zur Anschaffung des verloren gegangenen „Meisters Handfaß". So erhob sich denn schnell diese alte Burg als ein wahrhaftes Nationalwerk, wo jeder Preuße selbst mit bauend sich als das Glied einer großen Genossenschaft erkannte. Und eben dadurch unterscheidet sich der Ausbau der Marienburg von dem des Kölner Doms. Burggraf v. Schön hatte auf besondere Anfrage vor Jahren ebenfalls den Vorschlag gemacht, den Kölner Dom in eben der Weise als aus dem Volke hervorgegangen auszubauen, wie es bei der Marienburg geschehen; man hatte solches anfänglich auch thun wollen, verwarf aber später den wohlmeinenden Rath des vielerfahrnen Burgherrn.

Leiteten solche Gedanken die wiederherstellende Hand, so durfte auch nicht zu ängstlich darauf Rücksicht genommen werden, gerade mit Peinlichkeit Alles so herzustellen, wie es vor Jahrhunderten mochte bestanden haben. Sollte die Marienburg zum Mittelpunkte geschichtlichen Lebens in Preußen und zugleich zu einem Vereinigungs- und Aussöhnungspunkte des lange Getrennten dienen, so durften ihr auch deutliche Beziehungen auf die Gegenwart nicht fehlen; sie mußte als

Denkmal ruhmvoller Wiedervereinigung die Spuren der Jetztzeit an sich tragen und gewissermaßen Eigenthum des lebenden Volks werden. Was der Kunstfleiß unserer Tage, ohne dem Geiste des alten Bauwerks störend zu widersprechen, zu leisten vermochte, mußte sichtbar werden an dem herrlichen Denkmale. Darum ist in den Fenstern des großen Remters der Landwehrmann neben dem Ritter in Wehr gemalt; darum sind die Jahreszahlen unter den Wappenschilden der fürstlichen und andern Familien ganz am Platze; und darum findet auch, symbolisch aufgefaßt, das Glasgemälde in Meisters Remter, welches eine — nie stattgefundene — Vertheidigung Dr. Martin Luthers auf dem Reichstage zu Worms durch den letzten Hochmeister, den Markgrafen Albrecht, zum Gegenstande hat, seine Entschuldigung. Altes und Neues verbrüdert sich jetzt auf die erfreulichste Weise: das Alte ist verschönt in die Gegenwart eingetreten. Auch für den Kunstfreund hat die Burg dadurch ein Doppelinteresse erhalten, da er hier das 19. mit dem 14. Jahrhundert Hand in Hand gehen sieht. Und noch höhere Bedeutung erlangt sie dadurch beim Volke. Alles Große, was die Erinnerung an eine ruhmvolle Vorzeit, alles Erfreuliche, was die Gegenwart in sich trägt, vereinigt sich nun in der Marienburg. Das Volk hat daran nicht nur mitgebaut, sondern erbaut sich tagtäglich nun daran.

Jetzt ist Alles vollendet, was bei der Restauration zu erreichen stand. Die Wiederherstellung des Kapitelsaals im „obern Schlosse", wie sehr sie auch der Wunsch des Königs sein mag, wird schwerlich realisirt werden. Wie Viel aber auch noch fehle: was wir sehen, ist groß und erhaben genug.

Wolle der Wunsch nur in Erfüllung gehen, den Se. Maj. der König am 20. Juni 1822, als Kronprinz damals, im neu hergestellten fürstlichen Remter aussprach: „Alles Große und Würdige erstehe wie dieser Bau."

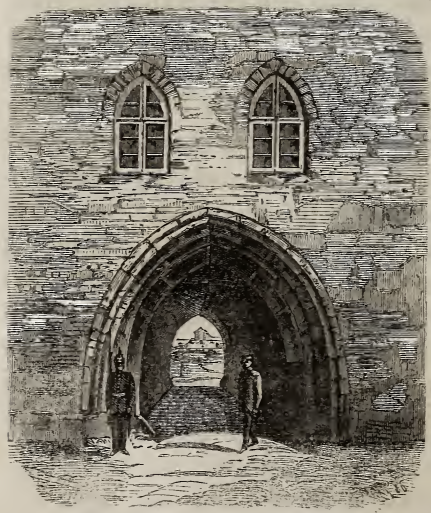
Nur Eines fehlt noch. Die Marienburg sollte nicht blos wie ein alter, ehrwürdiger Greis, der sein Wirken und Schaffen im muntern Treiben des Lebens längst beendet hat, müssig und unthätig dastehen, nur die Kunde alter Zeiten ausplaudernd. Trägt sie auch den Schmuck des Alters auf ihrem Haupte, so lassen doch die kräftigen Mauern und unversehrten Gewölbe ihrer Hallen nicht das Mindeste von Altersschwäche an ihr wahrnehmen. Eine jugendliche Greisin, lebenskräftig frisch steht sie da und blickt fragend umher, ob die Jetztwelt sie immer müssig und unbenutzt werde stehen lassen. Ein doppeltes Leben würde sie erhalten, wenn auch die Gegenwart sie mit irgend einer großen Bedeutsamkeit schmückte. Ist sie schon als geschichtliches Denkmal ein Vereinigungspunkt für das Volk, wie viel mehr würde sie es werden, wenn es ihr gestattet würde, das Volk wirklich von Zeit zu Zeit zu gemeinsamen Zwecken in sich versammelt zu sehen. Ein herrlicher Gedanke sind Musikfeste, die in dem Conventsremter zum Öftern schon zu Stande kamen. Aber der Art sollte mehr geschehen und die alte Burg zum Mittelpunkte preußischen Volkslebens gemacht werden. Solche Vorfälle würden ihr unmittelbares Leben und eine höhere Bedeutung im Treiben der Mitwelt geben.

Zweites Kapitel.

Die Burg im Einzelnen betrachtet.

1. Das hohe Schloß.

Zunächst folge mir der freundliche Gefährte durch das Portalthor des mittleren Schlosses zu dem ältesten Theile der Marienburg, zum sogenannten „hohen" oder „oberen Schlosse" hin, welches den Namen „das rechte Haus" führte und, seitdem der Hochmeister im Mittelschlosse residirte (seit 1309), auch schlichtweg nur „das Ritterhaus" genannt wurde, weil in



Portal-Eingang zum Schloßhof.

Das hohe Schloß von der Nordseite.

demselben die Ordensritter (der Convent) ihre Wohnung hatten.

Wir betreten den geräumigen Burghof und vor uns im Hintergrunde erhebt sich der colossale Bau dieses Burgtheiles, leider durch Devastation einer gewinnsüchtig materiellen Zeit noch zu Anfang dieses Jahrhunderts (1801) in ein plumpes Magazin verunstaltet und theilweise arg zerstörte.

Es bildet dieses Schloß ein längliches Viereck von 192′ Länge und 168′ Breite. Der uns vorliegende Nordflügel, welcher die Ordenskirche enthält, springt noch 69′ gen Osten vor. Das 70′ hohe Haus, ehemals rings umher mit starken Zinnen und an jeder Ecke mit kleinen viereckigen Thürmen verziert, erhob sich in vier, bis unter das Dach kunstvoll gewölbten Stockwerken und umschließt einen inneren Burghof von 85′ Länge und 102′ Breite, in dessen Mitte sich ein schöner, tiefer Brunnen befindet.

Es haben nicht blos die Geschichtschreiber, sondern auch militärische Schriftsteller anerkannt, daß der Orden mit einem bewunderungswürdigen Geschick und einer Sicherheit des Blickes in Preußen vordrang, wie es selbst dem heutigen Stande der Kriegswissenschaften entspreche. Dies gilt nun ganz besonders von der Marienburg. Mag Voraussicht oder bloßer Instinkt bei der Gründung dieser Burg gewaltet haben, die Wahl bleibt bewunderungswürdig. Auf dem höchsten Punkte des rechten Nogatufers erbauten die deutschen Ritter unter dem Landmeister Conrad von Thierberg 1276 diesen ersten und ältesten Theil der Burg, der anfangs allerdings nur aus einem mit Pallisaden besetzten Erdwalle wird bestanden

haben und erst allmälig erweitert und verschönt ausgebaut worden ist. Die außergewöhnlich günstige Lage sprang in die Augen; sie war durch die Nogat mit dem Haff und der Weichsel verbunden, lag mitten inne zwischen Thorn und Königsberg und gestattete überdies einen leichten Verkehr mit den inneren Landschaften und deren Burgen. Dagegen eröffnete sich nach Westen zu eine lachende Aussicht über weite Ländereien, eine großartige Perspective von künftigen Erwerbungen; Danzig mit seiner Weltstellung dämmerte am Horizonte auf und das Meer mit seiner Unendlichkeit stand wenigstens vor dem geistigen Auge da.

Doch nehmen wir das ehrwürdige Gebäude näher in Augenschein. Wir überschreiten, den Schloßhof verlassend, auf einer nach Süden zu gelegenen Brücke den abschließenden „trockenen" Graben und kommen vor ein hohes, spitzbogiges und mit verglaseten Ziegeln reich verziertes Burgthor, welches den ehemaligen einzigen Eingang zum hohen Schlosse bildete. Dieser Eingang ist in seiner alten Pracht erhalten und wie zur Ordenszeit durch eine große eiserne Thorthüre mit einer kleinen Durchgangsthüre wieder verschlossen. Hier rechts am Eingange führte früher eine seitwärts gewundene, überwölbte Steintreppe aus dem Bogengange des Erdgeschosses durch eine niedrige Chorröffnung in das erste Stockwerk und zwar zunächst in den geräumigen Hausflur, von welchem man auf einem durch einen hohen offenen Bogen eröffneten Gange zu dem Kapitelsaale gelangte, wo die Gebietiger des Ordens aus allen preußischen Burgen zu großen Berathungsversammlungen und sämmtliche Ordensritter zu den Wahlen des Hoch-

meisters zusammenkamen und aus welchem man nach Osten zu in die Schloß- (Ordens-) Kirche gelangte. Diese war früher, nach dem Schloßhofe zu, mit drei hohen Fenstern und einem nach der inneren Seite des Burghofes versehen. Später verlängerte Dietrich von Altenburg (1335—41) diese Kirche, sie neu überwölbend, weiter nach Osten hin, gründete unter ihr die St. Annenkapelle, als Gruft der Hochmeister, und baute daneben den Schloßthurm. Rings um das Gebäude ging ein breiter Wallgang der auf der Ost- und Südseite durch eine hohe Grabenmauer und einen breiten Graben vertheidigt wurde, welcher sein Wasser aus dem Mühlengraben erhielt. Auf den beiden anderen Seiten umgab diesen Burgtheil ein trockener Graben und jenseit desselben auf der Westseite floß der Mühlengraben zur Nogat hin. Das Erdgeschoß war zur Vertheidigung des Wallganges mit Schießlöchern versehen. Ueber dem obersten Geschoß ging um das ganze Schloß, sowol auf der Außen- wie Hofseite, ein bedeckter Vertheidigungsgang. Auf den inneren Seiten der Burg liefen ehemals durch zwei Geschosse über einander kunstvoll gewölbte Kreuzgänge herum, auf welche die einzelnen Gemächer und Säle ihre Ausgänge hatten. Der untere Kreuzgang ruhte auf sechs Fuß hohen Pfeilern, während der obere Gang ein 18 Fuß hohes Spitzengewölbe hatte. Jetzt ist alle Pracht, die diesen wichtigen Ort des Hauses schmückte, längst dahin und das leere Gestein, welches noch dasteht, mahnt uns kaum noch an die vormalige hohe Bestimmung, welche ihm inne wohnte. Alles ist in dieser herrlichen Burg zerstört und umgewandelt. Der gegenwärtige Umgang, den wir hier auf drei Seiten des Burg-

hofes noch sehen, ist erst später, im J. 1772, neugewölbt und aufgemauert worden, das Eingangsthor auf der Südseite aber mit seinen geschmacklosen modernen Verzierungen, sowie die niedrige Lukeneinrichtung und der monotone Kalkanwurf des Mauerwerks sind nachmals, 1801—3, hinzugekommen. Von dem ehemaligen Kreuzgange im Burghofe bemerkt man nur in einer Ecke des Hofes noch einige Ueberreste von zierlichen Kragsteinen und Consolen, die uns andeuten, daß auch an dieser Seite des Burghofes ein gewölbter Gang in zwei Geschossen vorhanden gewesen, der in dem oberen Geschosse aus dem Kapitelsaale nach auswärts zum Eingangsportale in die Kirche führte. So waren vordem in dieser hohen Burg alle Räume mit schönen Gewölben geschmückt, und der große Kapitelsaal soll ein so kühnes und erhabenes gehabt haben, wie es in der ganzen Burg nicht wieder zu finden war. Allein in den ersten drei Jahren unseres Jahrhunderts ist all diese Pracht und Herrlichkeit vernichtet, die schönen Gewölbe durchschlagen, die weiten Räume in Kornschüttungen verwandelt worden, und nur im Erdgeschosse unter der Kirche und in einigen, leider verschütteten Kellerräumen noch einige Gewölbe stehen geblieben. Selbst die nächste Umgebung dieser Burg ist total zerstört worden. Neben der Schloßkirche stand nach dem trockenen Graben zu ein hoher, viereckiger, mit Zinnen versehener Thurm, der Pfaffenthurm, welcher den Priesterbrüdern des Ordens zur Wohnung diente. Von der Südwestecke des Schlosses führte ein Gang über einen gewölbten Bogen in den großen Thurm, der ein Hauptvertheidigungswerk dieses Burgtheiles war; und auf der Südseite gegen die Stadt zu dien-

ten drei starke Thürme als Außenwerke; sie standen in einem tiefen Wassergraben und waren durch eine Mauer mit einander verbunden. Jetzt sieht man auch keine Spur mehr von diesen Burgtheilen; nur von dem breiten Bogengange, der dies „hohe" Schloß mit dem „großen" Thurme verband, sind noch Ruinen übrig.

Doch ich führe meinen freundlichen Gefährten noch zum Kapitelsaale hinauf; er hat eine Länge von 70′ und eine Breite von 31′ und ist gegenwärtig in drei Schuttböden getheilt. Die Gewölbe waren hoch und überaus schön; das sieht man noch aus den Kragsteinen, die hoch in der Wand sitzen, unterhalb einen pfeilerartigen Fortsatz hatten und dann wieder durch einen neuen Kragstein in ihrem Schlusse getragen wurden. Durch Abblätterung des neuen Kalküberwurfs hat sich ergeben, daß die Wände dieses Saales einst bemalt und mit Reimzeilen beschrieben waren. Ueberbleibsel dieser Wandsprüche zeigt noch die östliche Wand, z. B.

Bitten wir got uns beschere	(Bitten wir Gott, uns zu bescheeren.
Brunde, die sich turren were.	Freunde, die sich dürfen wehren.
Der ist no vil groslich not;	Deren ist nun viel große Noth,
Ir legen vil dirslagen tot.	Ihrer liegen viel erschlagen todt.)
Demut und gotis vurchte	(Demuth und Gottes Furcht
Vil creflich an ym wurchte	Viel kräftig an ihm wirkt,
Daz her dieser werlde gust	Daß er dieser Welt Freude
Versmehte sam geringe lust.	Verschmähte gleich geringer Lust.)

Nehmen wir zunächst noch die Schloßkirche dieser Burg in näheren Augenschein, zu welchem Zweck ich den Gefährten aus dem Burghofe hinaus der Südost-Seite der Burg zuführe.

Gerade vor uns erhebt sich über der äußern Schloßmauer die freundliche Kirche mit dem Schloßthurm zur Seite.

Den untern Theil derselben nimmt die St. Annenkapelle ein, die entstand, als Dietrich von Altenburg die Ordenskirche verlängerte und dieselbe gegen Morgen hinaus über die alte Wallmauer führte. Schon der Eingang zu dieser stillen Todtengruft der Hochmeister bereitet den Eintretenden zu ernster innerer Sammlung vor, wenn er hinsieht auf die bildlichen Darstellungen und auf die sinnigen Blumen und Laubgewinde aus Stuck und Stein, die wie ein Trauerkranz den gewölbten Portal-Eingang überall umgeben. Wir erblicken über dem Thürgesimse die klugen und thörichten Jungfrauen, darüber die Krönung Maria's; rechts im Bogenabschnitt oben Maria auf dem Sterbebette, um welches die Apostel stehen; Johannes reicht ihr das Glaubenslicht; oben erscheint Christus, die Seele Maria's im Arm haltend. Auf der linken Seite des Portals in derselben Bogenhöhe die Anbetung der heiligen 3 Könige. Das gegenüberliegende nördliche Portal zeigt über der Thüre ein stark beschädigtes Stukkaturbild in 3 Abtheilungen. Auf den Seitenflächen des Portals stehen auf jeder Seite unten an der Wand 2 Heilige mit Spruchbändern; über ihnen hält links Christus das Weltgericht; 2 Engel tragen seine Marterwerkzeuge; ein Seraph treibt die Verdammten zur Hölle, während Petrus den Seligen das Himmelsthor öffnet. Auf der rechten Seite des Portals sehen wir in dem obern Theile Christi Himmelfahrt als Reliefschmuck aus Stuck geformt. Gruppirung wie Ausdruck der Figuren sind vortrefflich. Die

Seitenwände des Portals sind mit flachen Nischen versehen, in welchen Statuen von Heiligen in rohem Kalkstein angebracht sind. Die Verzierungen, aus dem Pflanzenreich ent-

Das hohe Schloß von der Ostseite.

lehnt, sind besonders sauber und gelungen, an den Blättern selbst die Fasern sichtbar. Dagegen vermißt man an den Menschen- und Thierfiguren die strengere Rücksicht auf angemessene Proportion der Körpertheile, obwohl die Wahrheit im Ausdruck nicht fehlt. Das Costüm ist morgenländisch

und veranlaßt zur Vermuthung, daß der Meister mit dem Orient wohl bekannt sein mußte, wie denn aus dem ganzen Charakter dieses so eigenthümlichen und doch im deutschen Geiste ausgeführten Bauwerkes deutlich hervorgeht, daß der unbekannte Burgbaumeister sehr vertraut gewesen mit den Baukunstwerken des Südens wie Ostens, woher in seinem Werke eben jene überall zu verspürende Heiterkeit. Doch treten wir in die Kapelle selbst ein, die kreisförmig gewölbt, 17′ hoch und nach vorne zu dreiseitig geschlossen ist. Nahe am Altar nach Morgen zu wurden die Särge mit den Hochmeistern hingestellt, um die Todtenmesse zu erhalten, um dann später durch eine große, kreisförmige Oeffnung hinab in das Tonnengewölbe der Gruft versenkt zu werden. Deshalb liest man denn auch auf den vorliegenden Grabsteinen dieser Kapelle Inschriften, welche die Ruhestätte eines Dietrich von Altenburg, des großen Winrich von Kniprode und Heinrich von Plauen anzeigen. Die erstere lautet:

† Do. Unsers. Heren Christi jar
was M. Dri C. XLI gar
D' starb D'. meist. sinerich
von Aldenburc, bruder Diterich.
hie liegen di meistere begraben.
der von Aldenburc hat angehaben. Amen.

Der zweite Grabstein hat, ebenfalls in deutschen Buchstaben, folgende Umschrift:

In der Jarezal X ti MCCCCXXIX
do starp der erwirdige bruder
Heinrich von plawen.

Der dritte Grabstein zeigt in schwachen, bereits ganz verwitterten Umrissen die Abbildung eines breitschulterigen

Ritters mit einem Schilde. Mit ziemlicher Gewißheit ist nur noch darauf der Name: „winric" zu lesen.

Man fand bei der Wiederherstellung des untern Gewölbes nicht mehr die Särge dieser Hochmeister, sondern nur Jesuitensärge aus dem vorigen Jahrhundert darin, welche herausgeschafft wurden. So liegen denn die einfachen Denkmäler der drei größten Hochmeister, die auf der Marienburg einst residirten, von der Zeit mit ehrfurchtsvoller Scheu verschont, fortan in Frieden neben einander, in lautloser, feierlicher Abgeschiedenheit. Auf der Schwelle des Einganges aber hält der vielgeprüfte Freund und Geschäftsführer des Ordens, Dietrich von Lopendorf, als getreuer Eckard, die Wacht.

In einer hohen Mauernische an der äußeren Ostseite der Kirche steht die 29′ hohe colossale Gestalt der heiligen Jungfrau, auf dem Arme ein 8′ hohes Christkind, mit der vorgestreckten Rechten ein vergoldetes Scepter haltend, welches in Eichenblätter mit einer Eichel endet; sie hat ein goldenes Gewand an und einen rothen Mantel darüber, mit goldenen Vögeln gestickt, und auf dem Haupte einen weißen, nonnenartigen Schleier mit einer goldenen Krone darauf. Die Nische, deren abgeschrägter Fußboden von gelben und grünen Fliesen erglänzte, ist im Hintergrunde golden, an den Seiten blau, mit goldenen Sternen darauf. Aber keine lieblich weiche Madonna ist dies riesenhafte Bild, (in der Nähe fast schreckhaft durch die ungeheuern Dimensionen), sondern die mildernste Himmelskönigin in der Glorie übermenschlicher Hoheit. Das ganze Bild ist aus Stuck geformt, doch überzogen mit kleinen Pasten von farbigem und unten vergolde-

tem Glase, welche in die frische Stuckmasse kunstvoll eingedrückt worden. Alles daran ist mithin Mosaik, ein Kunstwerk, auf dessen alte Vorbilder zwar dunkle Nachrichten hinweisen, das aber gegenwärtig in Europa nicht mehr seines Gleichen hat. Dennoch ist die Empfindung, wenn wir diesem colossalen Bilde zum ersten Mal nahe getreten, eine mehr als befremdende. Die Unbehaglichkeit, in welche uns sein Anschauen versetzt, ist weniger eine Folge der einzelnen Fehler der Zeichnung, wie z. B. des zu kurzen rechten Arms, als vielmehr die Colossalität der weiblichen Gestalt selbst, was uns hier mit dem Gefühle des Widerwillens erfüllt. Die Natur des Weibes erfordert Anmuth. Diese kann über eine gewisse Grenze nie hinaus, ohne den Ausdruck einer medusenhaften Anmuth und eine Art von starrendem Schreck hervorzurufen. Wir müssen uns erst an diesen sonderbar neuen und unerhörten Anblick gewöhnen, bevor wir zu einem künstlerischen Genusse gelangen. Doch haben ältere wie neuere Künstler gar oft zu diesem Mittel gegriffen, um eine großartige Wirkung hervorzubringen. Wir können in dieser Hinsicht die Schöpfer einer Juno Ludovisi, der ägyptischen Sphinx, der Bavaria und unseres Mosaikbildes unmittelbar nebeneinanderstellen. Auch war das Bild wol für eine größere Entfernung berechnet. Und so steht denn dies Madonnenbild trotz aller Stürme der Zeit bis auf den heutigen Tag da und wirft mit jedem Sonnenaufgang neue Strahlen, wie Strahlen des Segens, auf das Land hin, welches durch seine beseligende Kraft dem Heidenthume und dem slavischen Geiste entrissen wurde.

Die alten Chronikenschreiber berichten von dem großen

Wunder, welches einst durch dieses Marienbild geschehen. Es war im Jahre 1410, in der verhängnißvollen Zeit, da nach der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg die Marienburg von den vereinigten Heeren der Polen und Lithauer belagert ward. Der rittterliche Hochmeister Heinrich von Plauen, durch das Unglück der leidenden Bevölkerung schon tief erschüttert, versuchte nach langer Vertheidigung des Schlosses mit den Belagerern zu unterhandeln. Als aber der übermüthige Polenkönig Jagello ihm entgegnete, ganz Preußen müsse ihm gehören, anders würde er nicht unterhandeln, da wandte der Hochmeister entschlossen ihm den Rücken und sagte: „Nun gehe ich in die Burg zurück! Gott und die heilige Jungfrau werden uns retten!" Als diese Worte ein verwegener lithauischer Büchsenschütze, der beim König stand, vernahm, rief er aus: „Die heilige Jungfrau soll sie nicht retten!" Er ließ eine gewaltige Steinbüchse am Mühlengraben aufrichten, um gegen das Muttergottesbild zu schießen. Der Schuß geschah, ohne das Bild zu verletzen, aber der Schütze erblindete sofort Allen zu Angesicht, die zugegen waren.

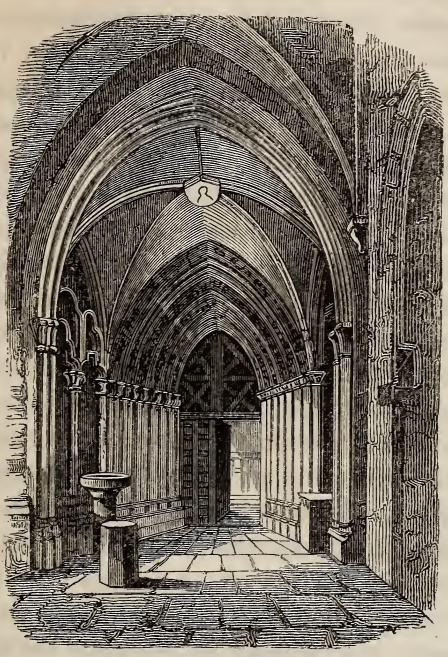
Ein anderer, doch wenig glaubwürdiger Chronist (Simion Grunau), erzählt die Geschichte in veränderter Weise. Jener Büchsenmeister sei ein Russe gewesen, der von bösen Christen unterrichtet sei, er möge an ein Jesus- oder Marienbild schießen, dann würde er alle Tage drei gewisse Schüsse thun. Er selbst fehlte das Bild, schoß ein ander Mal wieder, ward aber plötzlich blind, „und blieb sein Tage blind, wiewohl er schöne Augen hatte, so konnte er doch nichts sehen." Als nun darauf ein anderer frevelhafter Büchsenmeister, der ihm

jenen Rath gegeben hatte, es unternahm, zersprang diesem die Büchse und tödtete ihn und viele Andere.

Eine neu in der südöstlichen Seitenecke der Kirche angelegte hölzerne Treppe führt uns zu ihrem herrlichen oberen Eingang, welcher wegen seiner phantastischen Bild- und Blätterverzierungen aus gebranntem Thon und wegen seiner ursprünglichen reichen Vergoldung die „goldene Pforte" genannt wurde. Früher führte ein Porticus des inneren Schloßhofes vom Kapitelsaale aus hieher. Jener Umgang aber wurde im J. 1801 bei dem Magazinbaue zerstört. Es gehört dieser Eingang zu einem der originellsten Kunstdenkmäler der Hochburg. Tief im hohen Spitzbogen in die Mauer eingelegt, steht er im beigegebenen Bilde vor uns.

Daß dieses Eingangsportal vom ursprünglich ältesten Baue herrühre, zeigt uns eben die Art seiner Verzierung in gebranntem Thon, wogegen die meisten späteren Zierrathen an dieser Schloßkirche, aus Dietrichs von Altenburg und Winrichs von Kniprode Zeit, aus Stuck und Kalkstein gearbeitet wurden. Das vielgegliederte Portal mit dem Reliefschmuck seiner Säulencapitäle und den reichen Figuren und dem Laubwerk von edelster Bildung an den concentrischen Leibungen des Spitzbogens, sowie die reichgeschmückten Nischen in der Mauerdicke zu beiden Seiten des Portals, wo über Eck- und Mittelsäulchen von trefflicher Profilirung sich phantastische Bögen von verschiedener spitzbogiger und anderer Formbildung ineinander einlegen und wieder Platz gewähren, um bunte Relieffiguren einzufassen, gehören nach Herrn v. Quast's Urtheil geradezu zu dem Edelsten, was im Ziegelbau geschaffen worden; ja jener erfahrene Kunstkenner steht

nicht an, es auszusprechen, daß, was zierliche, bis in die einzelnsten Formen durchgeführte Detailbildung betrifft, im gesammten deutschen Ziegelbau Nichts vorkomme, was dieser,



Die goldene Pforte.

ihren Namen im edelsten Sinne des Wortes führenden goldenen Pforte gleichkäme.

Gehen wir nun auf das Einzelne dieses so höchst merkwürdigen Baues ein. Vor dem Portale ist nur eine schmale Vorhalle und der Eingang selbst in seinen Thürgewänden etwa 5 Fuß tief in der Mauerdicke. Außen ist ein

wenig gegliederter Spitzbogen auf Wandpfeilersäulchen gestützt, mit gegliederten, aber nicht weiter ausgeschmückten Kopfgesimsen. Die Seitenwände dieser Vorhalle enthalten Mauerblenden, jede mit einem eigen gestalteten Bogen überdeckt, innen mit glasirten farbigen Ziegeln verziert, die theilweise mit interessanten Reliefiguren von Hirschen und Drachen, welche das Ordensschild mit dem Balkenkreuze tragen, geschmückt sind. Der Schlußstein des Kreuzgewölbes dieser Vorhalle zeigt ein Reliefbild.

Die Thür ist im Spitzbogen, die Gewände vortretend, mit kleinen Stabsäulen geschmückt, oben mit Kopfgesimsen, an denen Blätterschmuck sich findet; nur auf einem Knaufe rechts ist eine wunderliche Fratze, ein Thier mit Menschenkopf, halb Fisch, halb Pferd, und ein Mann in engem Wamms, unten Fischleib, oben mit einer Zipfelmütze bedeckt, in deren rückwärts überhängende Spitze ein Hundekopf, der in einen Fischleib hinten verläuft, einbeißt. Thürpfeiler und Thürseite zeigen ähnliche Künstlerschnurren, Spiele der Einbildungskraft des Werkkünstlers, stillschweigend gebilligt vom Hochmeister und den Rittern und beschützt durch den Geist der Zeit, die sich an solchen Carricaturen belustigte und es nicht scheute, dem strengen, heiligen Ernste das Lächerliche vorangehen zu lassen oder Eines dem Andern entgegenzustellen. Aehnliche Fratzenbilder aus Stein finden wir wieder im Conventsremter des Mittelschlosses und selbst in der stillen, ehrwürdigen St. Annengruft.

Christlicher ist der Reliefschmuck der Thürbögen. Auf den Stabknäufen rechts stehen die fünf thörichten, links die fünf klugen Jungfrauen, daran kenntlich, daß die klugen

ihre Lampen aufrecht, die thörichten aber umgekehrt tragen. Den klugen öffnet Petrus das Himmelsthor, den thörichten gähnt die Hölle entgegen in Gestalt eines aufgesperrten Drachenmaules, und ein Teufel steht davor, der nach ihnen langt.

Recht geschmackvoll sind die Bögen verziert, welche außen emporsteigen und die Thürspitze bilden. Wir gewahren in Absätzen einen Bogen mit entfalteten, hübschgelegten großen Blättern, in denen wieder Thierfratzen angebracht sind; darüber ein Band von Trauben und Weinlaub, überaus zierlich, aber recht voll nebeneinander gelegt, zuletzt einen nach außen gerundeten Bogen, auf jeder Seite mit dem Kragstein und schmuckem Kopfgesims verziert. Auf der Seite der klugen Jungfrauen steht eine Jungfrau mit einem Stabe in der Hand und einer Krone auf dem Haupte; auf der andern Seite eine zweite mit einem zerbrochenen Stabe, welche die Krone verkehrt auf dem Kopfe hat. Unstreitig bezieht sich diese Darstellung wieder auf die klugen und thörichten Jungfrauen, jene in der Herrlichkeit, diese in der Verdammniß zeigend.

An der linken Wandfläche über den verglasten Steinen sind alte Bogenverzierungen. Die zwei Bogenfenster enthalten ebenfalls Darstellungen. Wir sehen darin Maria und Joseph auf der Wanderung, zwischen sich den kleinen Christus führend; darunter Maria und Joseph trauernd allein: denn sie haben den Knaben verloren; Spruchbänder, welche sie in Händen halten, besagten vielleicht ehedem ihre Klage; darüber sitzt im obersten Bogenfelde auf einem tabernakelartigen Gemäuer der Jesusknabe, zu jeder Seite

unten ein alter bärtiger Mann mit einem Spruchbande kniend, unstreitig eine Hindeutung auf Jesus, wie er im Tempel den Worten der Lehrer zuhört.

Die ganze goldene Pforte zeigt, nach Herrn v. Quast, eine gewisse Jungfräulichkeit der Formen, aber Alles erscheint hier in höchster Vollkommenheit der Bildung von entschiedenem Fortschritt. Alle Profile sind unendlich zierlicher und tief unterarbeitet, die Massen getheilter und viele Theile mit einer gelblichen Glasur überzogen, welche, fast durchsichtig, keine der eleganten Formbildungen verdeckt, ihnen im Gegentheil einen eignen Reiz verleiht. Der Thon, aus dem diese Formen gebildet sind, scheint gleichfalls feiner geschlemmt zu sein und deshalb plastischer, auch röther von Farbe, fast wie Bolus aussehend, während die Farbe des übrigen Schlosses tiefer bräunlich erscheint.

Der originelle Bau dieses Portals steht fast einzig da unter den Bauten im gesammten Ordensgebiete; nur die ähnliche Pforte im Ordensschlosse zu Lochstädt (bei Pillau) kommt ihr nahe. Sonst ist der Architectur der Ordensländer eher eine gewisse Dürftigkeit eigen, wogegen sie in großartigen und hochaufstrebenden Hauptanlagen vor den Architecturen anderer Länder sich ruhmvoll hervorthut.

Treten wir nun in das Schiff der Kirche ein.

Gerade von hier aus hat man den vortheilhaftesten Standpunkt zur Betrachtung ihres herrlichen Gewölbes. Von zehn hohen, reich mit Stukkaturverzierungen geschmückten Bogenfenstern erleuchtet, die noch dazu in bedeutendem Abstande vom Boden beginnen und den Blick des Eintretenden sogleich bedeutsam nach Oben ziehen, ist der innere Raum

leicht und heiter; nur der Hintergrund ist mehr in ein ernstes Halbdunkel gehüllt. Ueberall, wohin man blickt, verkündet Kunst und Zierlichkeit die alte Zeit mit ihrem eignen Geiste. Jene schmucken, mannigfaltigen Kragsteine, jene niedlichen Gestalten unter den zierlichen Himmelchen, oder dort oben am Ende der Kirche jene aus Kalkstein gearbeitete Empore, wie versteinertes Schnitzwerk, Alles deutet hin auf des Ordens hohe Liebe zu Kunst und Pracht. Die Schönheit und Erhabenheit des Ganzen verdient's wahrlich, daß man sich ein Wenig genauer darin umsieht.

Ursprünglich war das Schiff dieser Kirche bedeutend kleiner und, als Fortsetzung des Kapitelsaales, noch ganz im hohen Schlosse gelegen. Dietrich von Altenburg verlängerte die Kirche noch um die Hälfte, bis an den Schloßgraben, und legte darunter noch die Annencapelle zur Begräbnißstätte für die Hochmeister, welcher Bau um 1340 beendet wurde. Diese Verlängerung der Kirche ist an der äußern Mauer der Nordostseite ganz deutlich wahrzunehmen. Das Gewölbe hat sowohl in dem ältern Theile der Kirche als in deren Verlängerung eine völlig gleiche Construktion, doch es ist nicht zu verkennen, daß auch der ältere Theil oder die schon vorhandene Kirche mit der Verlängerung zugleich neu und höher gewölbt wurde. Ihr Inneres besteht nur aus Einem Schiff und ist ohne sonstige Abtheilung; Alles ist Chor, nur für die Gesammtheit der Ritter bestimmt, deren Gottesdienst hier kein Fremder theilen durfte. Darauf deuten auch die Chorstühle an den Seitenwänden mit ihren bohlendicken Bänken und kräftigen Füßen. In ihnen saßen die Ritter. Die Länge

der Kirche beträgt 128 Fuß, die Breite 30, die Höhe bis zum Schluß der Wölbung 45 Fuß.

Das Gewölbe ist im Spitzbogen, sternförmig. Die hervorragenden Rippen stehen auf höchst zierlichen, in nie übereinstimmender Weise verzierten Kragsteinen, welche die Kopfgesimse sehr kurzer, halbgetheilter, achteckiger Consolen sind, deren Schluß unten ein sehr fein geschmücktes Bilderdach bildet, durch ein achteckiges Pfeilerstück verbunden. Solcher sind 18 und unter jedem steht eine Bildsäule aus Kalkstein, einen Heiligen darstellend, in faltenreichem Gewande, meistens mit einem Buche in der Hand. Die Arbeit an diesen Statuen ist eben nicht vorzüglich, wie denn überhaupt die Bildhauer, welche Dietrich von Altenburg zur Darstellung menschlicher Gestalten brauchte, nicht mehr die Genialität und Gewandtheit der alten Künstler in Thon gehabt zu haben scheinen; die Verzierungen der Kragsteine über den Bilddächern, aus zierlichen Blättern bestehend, sind weit besser. Die Kragsteine, auf welchen die Heiligen stehen, sind mit wunderlichen Gestaltenverbindungen verziert; meist sind es Teufeleien und in allerhand Windungen und Verschlingungen ringende Ungeheuer und Menschen. Der große Schlußstein in der Altarmuschel zeigt das Ordenswappen, Maria mit dem Christuskinde auf einem Sessel sitzend; auf den andern schweben zierlich gearbeitete Engel, eine Verzierungsart, die ebenso sinnvoll als gefällig erscheint.

Rund um die Kirche gehen unterhalb der Fenster, bald höher, bald niedriger stehend, Spitzbogenstellungen nebeneinander, unten in Wandpfeilern verlaufend. Letztere reichten ursprünglich wol bis auf eine Steinbank, auf welcher

die Ritter saßen, wurden später jedoch, als der Orden in seiner Sittenstrenge nachließ, unten abgebrochen, damit statt der Steinbank hölzerne Chorstühle, für die Ritter zum bequemen Sitz, hingestellt würden. Ueber den Chorstühlen befanden sich Inschriften und in den Wandfeldern unter den Spitzbögen Bilder von Heiligen à tempera gemalt, von denen einige Spruchbänder in den Händen trugen. Sehr zu bedauern ist es, daß durch die Jesuiten, die auch hier gehaust, die schöne Malerei weiß übertüncht worden. Nur durch sorgfältiges Abblättern der neuen Kalkdecke haben die meisten dieser Bildnisse entblößt werden können, wenn auch stark beschädigt. Diese Bilder sind für die Malerkunst des Ordens von höchster Wichtigkeit; sie zeigen uns recht deutlich, daß die Architectur zu jener Zeit bei Weitem höher stand als die Malerei. Ueber jenen Bildern war theils niedriges Spitzbogenwerk, theils ein roth und blauer Teppich in Falten hängend gemalt.

Eine überaus liebliche Ausschmückung der Kirche gewahren wir an der hintern Wand, wo eine Empore sich findet, auf der jetzt eine kleine Orgel steht. Diese Empore, von geglättetem Kalkstein, 10 Fuß vom Boden entfernt, nimmt die ganze Breite der Kirche ein und ist durch die mannigfachen Verzierungen in durchbrochener Arbeit, ebenfalls aus Kalkstein, ausgezeichnet. In der Mitte tritt ein Vorbau heraus, der vorn auf zwei kurzen, schlanken Kalksteinsäulen liegt, mit überaus zierlichen Kopfgesimsen. Früher erhob sich darüber eine Art von Baldachin, aus starken Pfeilern und gothischen Spitzbögen gebildet, welcher auf unserm Bilde fehlt. Unter diesem Vorsprung befand sich der

Stuhl des Hochmeisters. Letzterer saß hier, im Kranze seiner Ritter, dem Hochaltare gegenüber. In der Mitte dieses Thronhimmels führt eine enge Thür, mit einer kleinen Vorhalle in der Mauer, aus dem Kapitelsaale in die Kirche, nur für den Hochmeister bestimmt. In dem anstoßenden Kapitelsaale hatte der Hochmeister auch seinen eignen Meisterstuhl und zwar an der Ostseite. Eine alte Sage spricht noch von einem Drehstuhle des Hochmeisters. Ob hierunter der Meisterstuhl im Kapitelsaale zu verstehen sei, so daß der Meister nach Umdrehung des Stuhles durch die kleine Thüre in die Kirche blicken und also seine Andacht, ohne in die Kirche zu treten, verrichten konnte, oder ob ein besonderer Stuhl unter dem Thronhimmel dabei zu denken, oder ob dieser Sage vom Drehstuhle jede Bedeutsamkeit abzusprechen sei, darüber läßt sich jetzt selbst aus dem Oertlichen nichts Bestimmtes mehr finden. Unmittelbar neben dem Hochmeisterstuhle standen die Chorstühle der beiden Comthure, dann folgten die der Ritter rings an den Seitenwänden. Die Empore war wahrscheinlich für die Sänger und Musiker bestimmt. Auch befand sich gewiß damals schon eine Orgel darauf. Der Aufgang zu diesem Chor befindet sich in der Mauer links und führte eine Thüre nicht aus der Kirche, sondern am äußeren Gange (aus dem Porticus im Schloßhofe) zu demselben hinauf.

Doch wenden wir uns noch dem Hochaltare zu. Das Altarende ist dreieckig geschlossen; das hintere, mittelste Fenster vermauert, weil vor ihm außen das mächtige Marienbild aus farbigem Mosaik steht. Das edle Gewölbe, im Spitzbogen und sternförmig, übt einen tiefergreifenden Ein-

Das Innere der Schloßkirche mit der Aussicht nach dem Hochaltar.

druck auf den Beschauer aus. Die Gewölberippen stehen auf mannigfaltig mit Laubwerk verzierten Kragsteinen, welche wieder die Kopfgesimse kurzer achteckiger Pfeilerstücke sind, deren Schluß unten ein mit großer Sauberkeit gearbeiteter Baldachin ist, und unter jedem Baldachin steht die Bildsäule eines Heiligen oder einer Heiligen von Stuck auf einer Console, die mit wunderlichen Gestaltverbindungen verziert ist. Die Schlußsteine des Gewölbes haben zierlich gearbeitete herabschwebende Engel zum Schmuck; nur der letzte Schlußstein in der Nähe des Altars zeigt das Ordenswappen: Maria mit dem Christuskinde. Acht hohe Spitzbogenfenster erleuchten diesen Theil des Kirchenschiffes, jedes durch zwei Mittelstäbe getheilt und oben mit Rosetten von Stuck und farbigem Glase verziert. Vor uns im Hintergrunde aber prangen der Hochaltar und in seiner Nähe Nebenaltäre zur Seite. Letztere sind von den Jesuiten errichtet worden, als ihnen im 17. Jahrhundert diese Kirche eingeräumt war; ja, einer dieser Altäre ist sogar dem Stifter des Jesuitenordens, Ignaz v. Loyola, geweiht. Zur Ordenszeit befand sich außer dem Hauptaltare nur noch in der Mitte ein freistehender Altar, der jedoch von den Jesuiten weggenommen wurde. Der Hochaltar aber ist mit einem alten, werthen Marienbilde geschmückt, das von einem italienischen Maler gemalt sein soll und auch durch seine Schicksale merkwürdig ist. Es stand nämlich einst als ein wunderthätiges Bild in einer Kapelle über dem südlichen (nach Marienwerder zu gelegenen) Stadtthore, welches eben deshalb noch heute den Namen „Marienthor" führt, wurde im schwedisch-polnischen Kriege von den Schweden mitgenommen und kam am Ende des

17. Jahrhunderts aus Schweden zurück, wie eine Inschrift darauf besagt. Man sieht auf ihm nämlich die Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben auf dem Schooße; Zeichnung des Gesichtes und idealischer Ausdruck lassen sogleich beim ersten Anblick ein italienisches Gemälde erkennen, welches nach Zeit und Schule nicht gut zu bestimmen ist, weil der größte Theil des Ganzen leider mit Gold- und Silberblech überzogen worden. Der blaue Hintergrund ist mit goldnen Sternen geziert. Rings an der Mauer der Altargegend unter den Fenstern herum bilden Spitzbogen auf Stäben stehend ein scheinbar durchbrochenes Werk, welches zum Theil aber durch die schlechten, widersinnig eingeflickten, die ganze Kirche entstellenden Jesuitenaltäre unterbrochen wird und stellenweise deshalb auch ganz zerstört ward. Zu einer würdigen Restauration der Kirche gehört durchaus die Entfernung jener Altäre und die Wiederherstellung des alten Wandstabwerks.

Wir können von dem Hohen Schlosse nicht scheiden, ohne noch einen Blick auf das interessante Eingangs-Portal geworfen zu haben, welches im nordwestlichen Thurme, der zum Mittelschlosse über den trockenen Graben führenden Zugbrücke gegenüber, liegt. Es ist eine hochaufstrebende Spitzbogennische, die durch ihre auffallende Formbildung auf orientalische Vorbilder hindeutet.

Ein schlanker Spitzbogen von 45 Fuß Höhe und 15 Fuß Breite nimmt fast die ganze nördliche Wandfläche dieses Thurmes bis zu dem oben erwähnten Bogenfriese ein, so daß an den Seiten nur Pfeiler übrig bleiben, an der Ostseite ein schmalerer, an der nordwestlichen Ecke des Schlosses ein breiterer. Der Spitzbogen hat eine breite Einfassung von

schwarzen glasirten und rothen Ziegeln, und ruht an jedem Ende auf einem halbrunden Wandpfeiler, der gleichfalls aus schwarzen und rothen Ziegeln besteht und dessen Fuß von Granit ist. Kleine Spitzbogennischen sind oben seitwärts angebracht, eine etwas größere unten in der Mitte des östlichen Pfeilers. Am auffallendsten ist die Ausbildung der Nische hinter dem großen Bogen; sie wird durch eine Wand, die von dem östlichen Pfeiler in südwestlicher Richtung und durch eine zweite kürzere, die von dieser in nordwestlicher Richtung nach dem westlichen Pfeiler geht, geschlossen. In der erstern Wand befindet sich das eigentliche Eingangsthor, welches nach dem innern Schloßhofe führt, jedoch nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der ganzen Nische einnimmt, weshalb der übrige Raum durch verschiedene Nischen und Fensteröffnungen geschmückt ist. Die Grundform der ganzen Nische ist die eines stumpfen, jedoch beinahe rechtwinklichen Dreiecks, dessen Hypothenuse der große Portalbogen bildet. Die Kathete, in welcher das Thor liegt, ist viel größer als die andere, in welcher sich eine Spitzbogenblende, zugleich als Sitzbank dienend, befindet.

Dieser Portalbau*), dem Quast eine detaillirte Beschreibung gewidmet hat, erinnert eben so durch seine allgemeine Form wie durch sein höchst interessantes Detail an ähnliche Anlagen des Orients; Aegypten, Syrien, Mesopotamien und Indien sind damit bedeckt; namentlich ist aber Kairo reich an ähnlichen großartigen Portalbauten; wir erinnern uns, daß Bogumil Goltz dort die Wurzeln der germanischen Bau-

*) Siehe Passarge, Weichseldelta, S. 280.

kunst entdecken zu müssen glaubte, und staunen im Ordenslande um so weniger über den Zusammenhang mit so fernen Ländern, als der deutsche Orden fast unmittelbar nach seinen Kämpfen mit den Sarazenen in Syrien und Aegypten die Kolonisation Preußens unternahm. Wie durch die ganze arabische Baukunst das Prinzip aufstrebender Blendbögen im Spitzbogen, in deren Nischen die Fenster in verschiedenen Geschossen und Gruppirungen sich befinden, geht, so finden wir nicht blos am Marienburger Schlosse, sondern überhaupt an den meisten Ordensburgen dasselbe Princip und sogar in noch größerer Ausbildung angewendet. Eine ähnliche Uebereinstimmung zeigt sich an den rein fortifikatorischen Anlagen des Ordens, indem auch hier die im Orient angestaunten Muster auf die europäischen Besitzungen übertragen wurden.

Indessen geschah dieses nach Preußen vielleicht nicht auf direktem Wege. Quast weist überzeugend nach, daß das spitzbogige Hauptportal der Kirche Della Magione zu Palermo, welche 1193 von dem Kaiser Heinrich VI. dem Deutschen Ritterorden als dessen erste Besitzung in Europa geschenkt wurde, vorzugsweise das Vorbild für unsern Marienburger Portalbau abgegeben habe. Sizilien stellt am Anfange des zweiten Jahrtausends sich als Land der Vermittlung zwischen Abendland und Morgenland hin; es bildet die natürliche Brücke zwischen christlicher und arabischer Kunst und feiert deren Verbindung in dem sizilianisch-normännischen Baustyle. Der Deutsche Orden mußte bei seinem Aufenthalte daselbst die schon im Oriente erblickten Vorbilder mit doppelter Freudigkeit nachzubilden sich bestreben, als er in dem nordischen Preußenlande seine Burgen erbaute und schmückte.

Das hohe Schloß von der Nordseite.

An den Orient und unmittelbar an Palermo erinnern auch die aus einzelnen quadratischen Ziegelsteinen und Majuskelbuchstaben zusammengesetzten Inschriften, welche beim Hochschlosse am Nordflügel und in einzelnen zerstreuten Steinen an der goldenen Pforte auftreten. Dem Muhammedaner waren diese Inschriften gewissermaaßen ein Ersatz für Gemälde, deren Anwendung ihm seine Religion verbot. Das ewige Formspiel sich entwickelnder Ornamente, welches die Wände im Innern wie im Aeußern bedeckt, verlangt den Gegensatz eines rein geistigen Ausdrucks. Dergleichen ornamentale Inschriften gibt es im christlichen Europa aber nur in Sizilien und im Ordenslande.

Trefflich sind die Worte, welche L. Passarge in seinem geistreichen Werke über das Weichseldelta von diesem Hohen Schlosse sagt, indem er dasselbe mit dem Mittelschlosse in Vergleich zieht: „Zeichnet sich letzteres durch größere Kühnheit und Eleganz, durch Schlankheit der Formen, Durchbrochenheit der Wandflächen und eine gewisse behagliche Grazie aus, so imponirt dafür das Hochschloß durch seine konzentrirtere Masse, seine Schmucklosigkeit und ernste Strenge. Das Mittelschloß hat Etwas von der Wohnung eines weltlichen Fürsten. Pracht, Behaglichkeit, blendender Glanz spricht aus den kunstvollen Formen seiner architektonisch-luftigen Massen; es ist das Fürstenthum in seinen vielfachen Beziehungen zum Genusse, der Anmuth, der Freudigkeit des Lebens, was diese hellen, schwungvollen Hallen durchgeistigt; das Fürstenthum im Hauskleide.

Das Hochschloß steht da wie ein Ritter in seinem Ordensgewande, seiner Hauptpflichten, der Armuth, der Keuschheit,

des Gehorsams eingedenk, wie eine Wacht im Felde, eine Verkörperung des großen Ordensgedankens. Daher weiß es von keiner Anmuth; Ernst und Strenge thront auf seiner Stirn. Nur wo der Dienst der heiligen Jungfrau zartere, menschlichere Regungen fordert, zeigen die kunstvollen Bogen der goldenen Pforte und der Annakapellen-Portale mit ihren lieblichen Ornamenten und die Hallen der Schloßkirche größere Weichheit und Milde. Das Hochschloß bildet den Sitz des Ordens in seiner ritterlichen, staatlichen und religiösen Bedeutung. Darum wird es von vier Flügeln geheimnißvoll geschlossen; darum enthält es den Kapitelsaal, den Versammlungsort des Ordens in seiner ritterlichen Eigenschaft, in welchem die öffentlichen Angelegenheiten verhandelt, die neuen Brüder aufgenommen und die Hochmeister gewählt wurden; darum schließt sich unmittelbar an seinen Massekörper die Schloßkirche mit der Annakapelle darunter, welche die Gruft der Hochmeister enthielt; darum blickt von dem polygonen Chorschlusse dieser Kirche das erhabene Marienbild in furchtbarer Anmuth herab; darum strebt hier der Schloßthurm mit schlanken Formen zur höchsten Höhe, gleich einem himmelstürmenden Gedanken, einer siegbringenden Standarte, einem ausgestreckten Riesenfinger. Wie der griechische Tempel sich von seiner Umgebung durch den Unterbau scheidet und dadurch seine höhere Bestimmung andeutet, so liegt auch das Hochschloß isolirt da, von einem Graben umgeben, über den nur Zugbrücken führten. Ein Wallgang — Parcham, — die Begräbnißstätte der entschlafenen Brüder, gewährte einen Umgang; und so ruhten, wie bei unsern Friedhöfen um die Kirchen, die Gestorbenen rings um dies

„hohe Haus", welches auch für die Lebenden den Mittelpunkt des Wirkens und Gedeihens darstellte.

Das Hochschloß ist das Kapitol des deutschen Ordens, das Mittelschloß seine Wohnung und zugleich die Residenz des Hochmeisters. Darum ist das Hochschloß aber auch so viel älter als das Mittelschloß. Als der Einzug des Hochmeisters in die Marienburg erfolgte, und derselbe noch nichts Anderes darstellte als den Ersten der Ritterbrüder, deren oberstes Gesetz die Armuth war, da mochte er sich in dem Nordflügel des Hochschlosses, — welcher damals wahrscheinlich allein existirte, — so gut es ging auch häuslich einrichten. Die Gemeinsamkeit des Lebens, die Einfachheit aller Lebensbedingungen erforderte noch nicht so große, stolze Räume wie sie uns das Mittelschloß zeigt. Wir haben über die Gewohnheiten und Bedürfnisse des Hochmeisters, seines Hofstaates und den Haushalt des Ordens überhaupt aus jener Zeit nicht so ausführliche und zuverlässige Nachrichten, wie aus dem Anfange des folgenden Jahrhunderts durch die Rechnungsbücher des Ordenstreßlers und Hauscomthurs, welche Voigt so geistvoll zu interpretiren gewußt hat; wir sind darum nur zu leicht geneigt, für ein Jahrhundert zuvor ähnliche Voraussetzungen zu machen, unsere einmal gewonnenen Maaßstäbe auch hier anzulegen. Erst im Laufe und gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, als der Deutsche Orden sich immer mächtiger entwickelte, als die Mönchsritterschaft rein weltliche Zwecke verfolgte, die „Großmacht" des Ordenslandes in Verbindung mit ganz Europa trat, werden mit den größern Anforderungen, den erhöhten Bedürfnissen auch die entsprechenden großartigen Bauwerke ausgeführt

sein. Die Geschichtschreibung geht mit Recht nicht auf frühere Geschichtschreiber, sondern auf die „Quellen" zurück, und wären es auch selbst unglaubwürdige und halb-verdorbene Urkunden. Was uns die Steine erzählen, welche eine sinnige Hand zu kunstvollen Werken zusammenfügte, ignorirt sie oft, und doch gibt es keinen Gewährsmann von größerer Sicherheit. Es ist daher auch nicht den Historikern, sondern den Baukundigen vorbehalten geblieben, das Alter der einzelnen Theile des Marienburger Schlosses zu bestimmen, mindestens deren relatives Alter festzustellen.

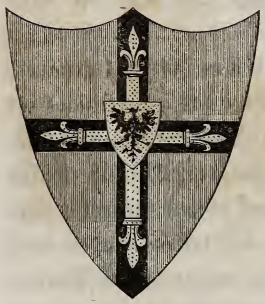
Während man nämlich früher allgemein das Ende des dreizehnten Jahrhunderts als die Zeit der Erbauung des ganzen Hochschlosses annahm und die Vollendung des Mittelschlosses in das erste Jahrzehnt des vierzehnten verlegte, — wobei man nur dem vierten Jahrzehnt unter der Regierung Dietrichs von Altenburg wesentliche Veränderungen zugestand —, weist Quast in seinen für die Marienburg epochemachenden „Beiträgen zur Geschichte der Baukunst in Preußen", evident nach, daß das Hochschloß in verschiedenen Zeiträumen, gegen Ende des dreizehnten und am Anfange des vierzehnten, der Haupttheil des Mittelschlosses — das Hochmeisterschloß — aber nicht vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, wahrscheinlich erst in dessen zweiter Hälfte, unter der Regierung des großen Hochmeisters Winrich von Kniprode, entstanden sei; in das vierte Jahrzehnt verlegt er die Erweiterung der Schloßkirche, den Bau der St. Annakapelle und des Conventsremters."

2. Das Mittelschloß.

Wie wir bereits sahen, stellt dasselbe dem Hochschlosse als dem Kapitole und dem eigentlichen Heiligthume des Ordens gegenüber, die Residenz des Hochmeisters und den gemeinschaftlichen Mittelpunkt von den gewöhnlichen Lebensverhältnissen des Ordens dar. Es umgibt mit drei Flügeln, einem westlichen, nördlichen und östlichen, einen weiten, fast quadratförmigen Platz, welcher nur im Süden offen und von einem Graben begrenzt ist. Eine Brücke führt über letzteren von dem westlichen Flügel des Mittelschlosses zur Nordwestecke des hohen Schlosses. Die drei Flügel dieses Schloßgebäudes sind von ungleicher Länge; der mittlere nach Norden zu ist 256′ lang, der östliche 276′ und der westliche 306′.

Betrachten wir zuerst den nördlichen Flügel genauer. Wir durchschreiten zu dem Zwecke wieder das Haupteingangsthor, das sich in der Mitte dieses Schloßflügels befindet, und überschauen die stattliche Nordfaçade. Wir überblicken eine lange Reihe gothischer Fenster im oberen Geschoß, darüber einen Kranz stolzer Zinnen; an beiden Enden aber steigen prachtvolle Giebel in die Höhe, mit gothischen Thürmchen, spitzen Bogenblenden und Stukkaturverzierungen reich geschmückt. Davor steht links ein altersgrauer Wartthurm, schweigsam über die vielzinnige Grabenmauer hervorlugend. Auf dem achteckigen Thurme zur Rechten, erst vor 4 Jahren durch Beiträge der Mennonitengemeinde des Marienburger Kreises aufgebaut, ist ringsum auf zierlichen Kragsteinen von Kalkstein eine achteckige Stube angebaut, zu der außer einer

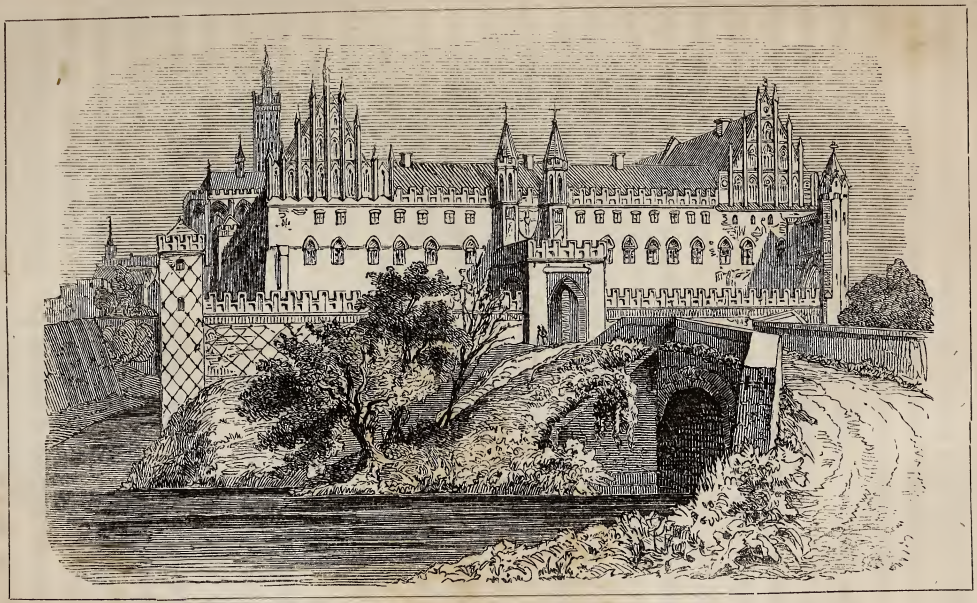
Wendeltreppe im Innern des Thurmes noch über jenen hochgewölbten Bogen ein steinerner Gang aus dem obersten Theile des Schlosses hinführt und die von ihren Sitzbänken an den Fenstern einen weiten Ueberblick über die frühere Vorburg und seitwärts über die Nogat ins offene, große Werder gewähren mußte. Ein neugebautes Portal, ebenfalls mit Zinnen und zwei gothischen Spitzthürmen geschmückt, führt durch das Durchgangsthor zum Schloßhofe. Zwischendurch leuchtet oben von der rothen Schloßwand herab das hochmeisterliche Wappen, ein goldenes Lilienkreuz im schwarzen Balkenkreuze auf silbernem Schilde, obenauf in der Mitte der schwarze Adler auf goldenem Felde.



Meisters Wappen.

Uebrigens spielt der schöne Giebel auf der rechten Ecke dieses Schloßflügels eine wichtige Rolle in der Gechichte der Burg: denn er wurde nur wie durch ein Wunder vor der allgemeinen Zerstörung gerettet*). Schon waren im J. 1803, als dieser Theil des Schlosses in ein Kriegsmagazin verwandelt wurde, der Giebel in der gegenüberstehenden nordöstlichen Ecke (links), so wie die Zinnen, welche sich auf der ganzen äußeren Seite des Schlosses hinzogen, abgebrochen; schon waren auch die Verbände dieses nordwestlichen Flügels gelöst und alle Vorrichtungen getroffen, um denselben eben-

*) Nach A. Witt's: Marienburg: Königsberg 1854. Koch.



Nordfaçade des Mittelschlosses.

falls niederzureißen, als ganz unerwartet von Berlin aus der Befehl einging, mit der weiteren Zerstörung einzuhalten. Noch im letzten Augenblick wurden Hammer und Brechstange der zerstörenden Hand entrissen; — wenige Stunden später — und eines der schönsten Werke altdeutscher Baukunst wäre für immer vernichtet gewesen. Eiligst wurde noch in der Nacht, als der Befehl eingegangen war, Alles angewendet, um den Giebel wieder zu befestigen, und es gelang rastloser Anstrengung, denselben in seiner alten Herrlichkeit zu erhalten. Ein glücklicher Zufall hatte dies ausgezeichnete Bauwerk vor Vernichtung gerettet. Kurze Zeit vorher hatte nämlich der damalige Finanzrath v. Schön — später Oberpräsident von Preußen und Minister — auf seiner Durchreise nach Berlin die Zerstörung der Marienburg gesehen und in Berlin seine tiefe Entrüstung darüber ausgesprochen, daß ein so herrliches Kunstwerk einem gemeinen, prosaischen Zwecke geopfert würde. Max von Schenkendorf gab bald darauf diesem Gefühle einen öffentlichen Ausdruck, indem er im Berliner Freimüthigen (1802. No. 136) mit ernsten Worten die Vernichtung eines so herrlichen Werkes tadelte, das nicht allein für die Geschichte der Baukunst im Mittelalter von unschätzbarem Werthe wäre, sondern dessen Mauern auch an eine der wichtigsten Zeitperioden der vaterländischen Geschichte erinnerten. Da der Aufsatz mit M. v. S. unterzeichnet war und mit Schön's Ansichten ganz übereinstimmte, wurde v. Schön für den Verfasser desselben gehalten. Minister von Schrötter, der den Abbruch des Marienburger Schlosses angeordnet hatte, sah in diesem Aufsatze einen persönlichen Angriff und fühlte sich durch denselben um so mehr

verletzt, als v. Schön mit ihm in einem befreundeten Verhältnisse stand. Dies gab Veranlassung, daß v. Schön den Minister, der keine Ahnung von dem hohen Kunstwerthe dieses Ordenshauses hatte, davon überzeugte, daß es eine Versündigung gegen die Kunst wäre, wenn ein so großartiges Werk der mittelalterlichen Baukunst vernichtet würde, und sofort that v. Schrötter der weiteren Zerstörung Einhalt, ja der König befahl durch eine Cabinetsordre vom April 1804, daß für die Erhaltung des Schlosses alle Sorge getragen werde. Der Minister beabsichtigte sogar eine Wiederherstellung der noch erhaltenen Burgtheile in alterthümlicher Weise, aber diese kam nicht zur Ausführung, sondern man beschränkte sich darauf, im Jahre 1806 die Dächer dieses mittleren Schlosses auszubessern. Die darauf folgenden Unglücksjahre waren nicht die Zeit, in der man mit freudigem Muthe ein so großartiges Werk hätte unternehmen können, und so blieb die Marienburg in ihrem Verfalle. Erst als durch die Erhebung des Volkes der Feind aus dem Lande gejagt und die Herzen von heiliger Begeisterung für alles Große und Edle erfüllt waren, erst da fand die Idee, die altehrwürdige Marienburg, welche nicht nur einst des mächtigen Ritterordens Haupthaus gewesen, sondern von welcher aus auch deutsches Leben und deutsche Bildung im Preußenlande verbreitet wurde, aus dem Schutte der Jahrhunderte neu erstehen zu lassen. Oberpräsident v. Schön war es, der dieser Idee den Ausdruck gab und, durchdrungen von der Größe und Erhabenheit des Werkes, die Verwirklichung derselben sich zu einer Lebensaufgabe stellte. Unter'm 22. Nov. 1815 beantragte er bei dem Staatskanzler, Fürsten von Hardenberg, die Restauration

des Schlosses und bereits am 15. Dec. genehmigte der König den Antrag.

Doch ich führe meinen lieben Gefährten weiter in der Besichtigung dieses großartigen Burgtheiles. Der linke Flügel dieser Schloßseite enthielt die Wohnung des Großcomthurs und seiner Dienerschaft und zeichnete sich in seinem oberen Geschosse durch ganz besondere Pracht aus. Der rechte Flügel enthielt die „Herrenfirmarie" d. h. die Anstalt zur Aufnahme der kranken oder altersschwachen Ordensritter; gegenwärtig dient dieser ganze Theil des Schlosses zu Wohnungen und Bureaus das Domänen-, Rent- und des Steuer- und Magazinamtes.

Unmittelbar an den nördlichen Flügel schließt sich der Ostflügel an, den wir, in den Schloßhof tretend, zur Linken vor uns haben. Derselbe enthielt in dem oberen Geschosse „Gastkammern", welche ihre Ausgänge auf eine Galerie hatten, die an der Hoffeite dieses Flügels hinlief und mit dem Prachtsaale in der Ostecke des nördlichen Flügels in Verbindung stand. Auch in diesem östlichen Flügel sind im J. 1802 alle Gewölbe zerstört und auch dieser Theil des Schlosses in ein Kornmagazin umgewandelt, die früheren stattlichen Spitzbogenfenster sind zugemauert und an deren Stelle jene kleinen hölzernen Speicherluken angebracht worden. Ein gleiches Geschick theilte die St. Bartholomäus-Kapelle, die einst am Südende dieses Flügels stand und sich bis an den trockenen Graben erstreckte.

Zur rechten Seite des Schloßhofes zieht sich der westliche Schloßflügel hin, welcher vorn von dem Conventsgebäude und dem eigentlichen Hochmeisterschlosse daneben mit dem

Vorsprung von Meisters Kapelle gebildet wird; er dehnt sich gleichfalls bis zum trockenen Graben aus, über den hier heute eine hölzerne Brücke, früher aber eine durch ein Thor vertheidigte Zugbrücke zum Hochschlosse hinüberführte. Neben der Kapelle befand sich ehedem noch ein Vorbau mit flachem Dach und Zinnen und zwei Stübchen, als Wohnung für Meisters Thorwart, und ein ähnlicher Vorbau stand früher zwischen dem Eingang des Conventsremters und der Conventsküche und zog eine Vertheidigungsmauer vor dem ganzen Gebäude hin.

Doch wir schreiten dem Hochmeisterschlosse selbst entgegen, welches auf dieser Seite gegen 20′ in den Hof vorspringt. Es erstreckt sich von N. nach S. bis an den trockenen Graben 110′ lang und von O. nach W. in einer Länge von 170′. Auf der Hofseite hat dieses herrliche Gebäude bis zu den Zinnen nur eine Höhe von 35′ und liegt hier mit zwei Geschossen 28′ tief unter der Erde, die Süd- und Westseite dagegen erhebt sich von dem Grunde des trockenen Grabens aus bis zu den Zinnen 76′, und auf diesen Seiten liegen die Kellergeschosse über der Erde. Der ganze Bau besteht eigentlich aus zwei Theilen, aus einem östlichen Vor- und westlichen Hintergebäude, und zwar ist letzteres erst später angebaut worden: denn mitten durch diese Hochmeisterwohnung zieht sich die Fortsetzung der westlichen Mauer des Conventgebäudes nach Süden hin durch, als früherer Abschluß des Schlosses. Auch zeigen sämmtliche Räume des hinteren Gebäudes einen durchaus anderen Charakter und mehr Harmonie in sich. Ueberdies ruht dieses Hintergebäude nicht unter einem Dache mit dem vorderen,

sondern hat sein besonderes Dach. Gleiches haben beide Gebäude aber in ihrer Fensterbildung; alle Fenster sind viereckig mit einem geraden Sturz und einem flachen Bogen darüber, während alle Fenster im Hochschlosse und auch im Conventsremter spitzbogig sind. Hiedurch wird mit die Ansicht unterstützt, daß der Prachtbau dieser Hochmeisterwohnung auch später ausgeführt wurde, als selbst der Bau des Conventsremters.

Ueber die Ostfaçade haben wir schon früher (S. 12. 13)

Ostfaçade des Mittelschlosses nach dem Hofe zu.

unsere Bewunderung geäußert, doch bleibt uns noch Weiteres darüber zu sagen. Zwischen je 2 Pfeilern ist ein Fenster, welches in 3 Abtheilungen 7 Fächer enthält, von denen eines die oberste, drei aber die mittlere und die unterste größte Abtheilung bilden. Das vierte Fenster

hat in der zweiten und dritten Abtheilung nur je zwei Fächer, das fünfte aber in der zweiten Abtheilung zwei, in der dritten vier Fächer nebeneinander. Die Steinpfeiler entsprechen den Zwischenräumen zwischen den Fenstern, mit Ausnahme des fünften, welcher vor dem Fenster selbst steht. Es zeigt sich demnach hier ein Mangel an Symmetrie, eine Erscheinung, welche bei Ordensbauten und auch an diesem Schlosse häufig vorkommt*).

Auch hat die Ostfaçade eine historische Berühmtheit erlangt. Während der Belagerung der Marienburg durch die Polen im J. 1410 wurde gerade diese Seite der Hochmeisterwohnung durch feindliche Kugeln größtentheils zerstört und mußte nach dem Frieden fast ganz neu gebaut werden. In der polnischen Zeit wurden die Zwischenräume zwischen und hinter den Pfeilern mit 2′ dickem Mauerwerk ausgefüllt, so daß diese Seite eine volle Wand bildete und die zierlichen Granitpfeiler selbst vollständig vermauert waren. In diesem Zustande blieb diese Seite, bis im Jahre 1823 die Fürsten

*) „Unsre Zeit", sagt sehr wahr Passarge in seinem angeführten Werke, „welche sich die gerade Linie zur Schönheitslinie erkoren, beobachtet Nichts genauer, als die Rechtmäßig- und Rechtwinkeligkeit, die Symmetrie; sie baut gern nach einem streng mathematischen Plane; dafür kann sie sich aber auch nicht von einer erdrückenden Langweiligkeit befreien. Sehen wir die Bauwerke des Alterthums und Mittelalters an, so finden wir bei einer vollständigen Einheit des Grundgedankens häufig keinen einheitlichen Grundplan. Das Erechtheion auf der Akropolis ist eigentlich ein Conglomerat von einzelnen zusammenhängenden Gebäuden und dennoch ein harmonisches Ganze. Man vermied absichtlich die vollkommenste Symmetrie, weil man die Monotonie der absoluten Harmonie fürchtete. Dieselbe Erscheinung sehen wir an den meisten toskanischen Domen, wie in Pisa, Florenz und Siena, wo wir die gerade Linie und Regelmäßigkeit systematisch vermieden und dafür die Willkür und Laune walten sehen. Auch bei der Marienburg stoßen wir auf eine große Zahl solcher Unregelmäßigkeiten."

Reuß, um das Andenken ihres großen Vorfahren, des Hochmeisters Heinrich von Plauen, zu ehren, dieselbe in ihrer früheren Schönheit wiederherstellen und mit dem in Stein gehauenen Plauenschen Wappen schmücken ließen. Die Wiederherstellung war überaus schwierig und wurde erst im J. 1827 vollendet.

Doch nehmen wir das Schloß selbst näher in Augenschein. Wir erblicken in dieser Façade drei Eingangsthüren vor uns, in regelmäßiger Distanz neben einander, deren jede uns in eine andere Etage führt. Jede derselben ist auffallend niedrig, gleichsam als wollte sie uns zurufen: „Wer du auch seist, Fremder; bücke dich! denn du trittst zu einem großartig erhabenen Kunstwerke ein, was eine Verbeugung vor dem großen Geiste, der es auszuführen wagte, wohl verdient."

Die erste Thüre (zur Linken) führt mehre Stufen hinab in einen langen, mit einem Tonnengewölbe überspannten Gang, an welchem linker Hand 4 Gemächer, ebenfalls mit Tonnengewölben überdeckt, hinter einander folgen, von denen jedes ein Fenster gegen Süden (nach dem trockenen Graben zu) hat. Im ersten Gemache befand sich der große Ofen, der das darüber gelegene Gemach des Hochmeisters heizte; die 2 anderen Zimmer waren die Wohnstuben des Koches und Meisters Küche. Nun wohnt der Oberschloßwart in ihnen. Am Ende des Ganges führt eine Thüre rechts in der nördlichen Wand in den Holzraum für Meisters Küche und Ofen, und hinten nach Westen zu führen einige Stufen zu einer breiten steinernen Wendeltreppe hin, die zu den Schankbänken des großen und kleinen Remters hinaufgeht. So konnten die

Speisen und Getränke schnell aus Meisters Küche nach oben getragen werden.

Die zweite Eingangsthüre in dieser Ostfaçade bildet den eigentlichen Eingang in das Erdgeschoß, während die dritte Thüre (zur Rechten) in einen langen gemauerten Kellerhals führt, der die Treppe enthält, welche in das erste Kellergeschoß hinableitet.

Wir nehmen unsern Eintritt zunächst durch die zweite Thüre. Sechs steinerne Stufen führen uns in einen 60′ langen und 9½′ breiten Gang (der Gang im Erdgeschosse), der von einem gothischen Kreuzgewölbe überdeckt ist. Der Fußboden besteht aus Kalkfliesen. Fünf lichte Fenster, darunter das erste mit Glasmalerei (den Evangelisten Lukas darstellend), erleuchten das Ganze; vor den Fenstervertiefungen stehen steinerne Sitzbänke. Vor dem mittleren Fenster erblicken wir den runden, steinernen Brunnen. (Die Wiederherstellung dieses Ganges verdanken wir den Landräthen und Forstbeamten der Provinz Preußen im J. 1825.)

Durch eine Eingangsthüre zur Linken am Ende des Ganges gelangen wir zu vier neben einander liegenden Gemächern, die alle gleich groß, 21′ lang und breit, 15′ hoch, gerade unter Meisters großem Remter gelegen sind. Jedes Gemach hat in der Mitte einen achteckigen, 9″ dicken Granitpfeiler, welcher das schöne spitzbogige Kreuzgewölbe trägt, und wo die innern Wandmauern dieser Gemächer sich durchkreuzen, ruht die gewaltige Last des Pfeilers vom großen Remter mit Allem, was dieser über sich trägt. Die breiten Fenster sind mit Kalksteinkreuzen, zierlich gegliederten Fenstergewänden und steinernen Sitzbänken davor geschmückt. Der

Fußboden besteht aus glasirten Thonfliesen. Sämmtliche Zimmer sind durch Thüren unter sich verbunden und bilden so ein zusammenhängendes Ganze; sie dienten zu Geschäftszimmern für die Verwaltung des Hochmeisters. Das erste dieser Gemächer ward durch Heizlöcher im Fußboden erwärmt und enthält nur ein Fenster, dessen oberer Theil einen Ritterbruder und daneben einen Ordenspriester zum Glasgemälde hat. Das zweite und dritte Zimmer dagegen wurde in der Ordenszeit nur durch einen Kamin geheizt, das vierte aber wieder durch Heizröhren. Die Fenster der beiden letzten Gemächer zeigen uns die Wappen aller der Hochmeister, die einst im Oriente, dann in Venedig und endlich in Marburg residirt haben.

Das nächste Zimmer ist die „Rathsstube" oder das „Gebietiger-Gemach" und nimmt die Hälfte des Raumes unter Meisters kleinem Remter ein; es ist 40′ lang, 18′ breit und 15′ hoch. Das schöne Spitzbogengewölbe wird von 3 schlanken, achteckigen Granitpfeilern getragen; im Fußboden befinden sich auch hier die bekannten Heizröhren mit Lochklappen. Nur 2 Fenster erhellen die Stube und zeigen uns, der früheren Bestimmung des Saales gemäß, die in Grau gemalten Hauptsiegel des Ordens und die Amtssiegel des Hoch- und Landmeisters und der anderen Großgebietiger, welche hier den Rath des Hochmeisters bildeten.

Hieran gränzt die 19′ lange und 17½′ breite Briefkammer, auch noch unter Meisters kleinem Remter gelegen, die zur Ordenszeit zur Aufbewahrung von Urkunden, Documenten und Briefschaften diente. Bekanntlich hatte der deutsche Orden schon eine eigene reitende Post eingeführt (Brief-

schweifen genannt). Der vordere Raum dieses Gemaches hat nicht ein Spitzbogengewölbe, sondern vier breite Gurtbogen ruhen hier in der Mitte auf einem kurzen, achteckigen Granit-

Die Rathsstube oder das Gebietiger-Gemach.

pfeiler; der hintere Raum ist durch ein Tonnengewölbe gedeckt, worin das Archiv sich befand. Die Fenster sind mit den Wappen des Ordens-Convents und den Amtssiegeln der beiden Hofjuristen, des Procurators und Notarius publicus verziert, die Wände mit einem Eichen- und Weinlaubgewinde geschmückt. Die Raths- und Briefstube wurde

durch Beiträge der Justizbehörden, die 4 Gebietigerstuben aber durch die Beiträge der vier Regierungen der Provinz Preußen wiederhergestellt.

Eine steinerne Wendeltreppe führt aus einer Seitenthüre der „Rathsstube" in das obere Geschoß, in die Wohnung des Hochmeisters hinauf; sie führt aber auch weiter hinab in das erste Kellergeschoß zu den Wohnungen der hochmeisterlichen Dienerschaft und zu den Vorrathskammern.

Ich aber führe den Fremden eben jene Wendeltreppe hinauf, der geräumigen oberen Hausflur zu. Wahrhaft erhebend ist der Anblick, wenn man aus dem Dunkel des Treppenraumes und durch den niedrigen Treppeneingang mit einem Male unter die lichte und schlanke Höhe des „oberen Ganges" getreten ist und dem colossalen Gewölbe der Hausflur entgegengeht, dessen Morgenseite beinahe nur aus einem großen, mächtigen Doppelfenster besteht. Dasselbe geht nach dem Schloßhofe hinaus und es strahlt uns aus ihm gleich zuerst das Bildniß des heldenmüthigen Vertheidigers der Marienburg, das des edeln Heinrich von Plauen an, auf Kosten der Fürsten Reuß gemalt, daneben das Bild seines Rivalen, Michael Küchmeister von Sternberg, auf Kosten der v. Sternbergschen Familie gefertigt.

Doch sehen wir uns zunächst das kühne Gewölbe an. Es ist 54′ lang und 21′ breit und hat nach dem „Gange" zu noch das alterthümliche spitzbogenförmige Kreuzgewölbe, das auf einem 15″ starken achteckigen Granitpfeiler ruhte*). Die Gewölbe des dem Schloßhofe zugekehrten Theiles

*) Witt: die Marienburg.

dieser Hausflur waren dagegen schon in der polnischen Zeit eingeschlagen und durch eine Balkenlage in zwei Stockwerke eingetheilt, welche verschiedene Stuben und Kammern enthielten. Im J. 1823 wurden jedoch diese Zwischendecken wieder entfernt, der östliche Theil der Flur neu eingewölbt und die ganze Hausflur möglichst wiederhergestellt und zwar auf Kosten des Staatsministers Freiherrn von Stein und des Oberpräsidenten von Vincke, so wie aus Beiträgen der kgl. Bank zu Berlin. Dies östliche Gewölbe wird nun von einem viereckigen Granitpfeiler, an welchem das v. Vinckesche Wappen in erhabener Arbeit angebracht ist, und von drei nebeneinander stehenden achteckigen Pfeilern getragen. Letztere, dicht neben einander gestellt und dem viereckigen Pfeiler gegenüber, machen einen gar widerigen Eindruck auf den Beschauer; sie standen in den alten Zeiten hier gewiß nicht, und es ist nicht zu begreifen, wie Baumeister unsrer Zeit einen solchen Mißgriff begehen konnten. Das anstoßende Kreuzgewölbe nach der Fensterseite hin dagegen, ohne vorstehende Gurten, blos mit scharfen Kanten, ganz in der Art des alten Gewölbes in der Hausflur, wird als ein ganz vorzügliches Werk der neueren Baukunst anerkannt. — An den Wänden hängen alte Oelgemälde, die Bildnisse der Hochmeister Hanno von Sangershausen, Conrad von Jungingen, Conrad von Wallenrodt, Conrad Zöllner von Rothenstein und Conrad von Erlichshausen, zum Theil dem Kloster zu Karthaus, zum Theil dem ehemaligen Dominikanerkloster zu Thorn entnommen. Zwischen diesen Bildern und an den Wänden des gegenüberliegenden Treppenaufganges hängen alte Waffen und Rüstungen und steht ein Ritter in voller

Rüstung und mit geschlossenem Visiere auf Wacht. Zunächst dem Fenster aber gewahren wir Hennebergers Landtafel von Preußen vom J. 1638 und die Kupferplatte von der 1722 erschienenen Karte zu Hartwichs Beschreibung der Werder, ein Geschenk des Geheimrath Roscius aus Marienwerder.

Die breite Treppe aus Stein zur Seite bildete früher den Haupteingang zu diesem Geschosse (unmittelbar unter „Meister's Kapelle"); sie ist mit einem Kreuzgewölbe überspannt und oben mit einem hohen prachtvollen Spitzbogen geschmückt, unter dem man in die Hausflur eintritt. Wir gelangen beim Hinabsteigen auf dieser Treppe zunächst in einen großen Vorraum des Erdgeschosses, zum ehemaligen Aufenthalte des Thorwarts, der jeden vom Schloßhofe kommenden Fremden, der zum Hochmeister wollte, dem Haus-Compan zuvor anmelden ging. Gegenwärtig wird dieser Vorbau zur Militärwache benutzt.

Dieser ganze Hausraum des oberen Geschosses war in früherer Zeit gemalt. Das zeigen noch deutliche Spuren. Das Gewölbe hatte Weinlaub und an der Seitenmauer wurde nach abgeblättertem Kalküberzuge noch ein Wappenschild auf röthlichem Grunde gemalt entdeckt. Auch sind dem Aufgange von der Treppe gegenüber noch in der Wand die Spuren einer großen Thüre zu erkennen, die ehemals unmittelbar in des Meisters Wohnung führte; sie ist in späterer Zeit vermauert worden und man muß jetzt aus der Hausflur erst in einen rechts von diesem ehemaligen Gange liegenden dunkeln Gang treten, wenn man in die Wohngemächer des Hochmeisters kommen will.

Schon der äußere Glanz dieses Schloßtheils deutete

auf die Hoheit der Person, die in diesen Gemächern ihren Wohnsitz hatte, und das Innere derselben entspricht ganz dem Aeußern.

Meisters Gemach.

Ein dreifaches Sterngewölbe schwingt sich in „Meisters Gemach" über zwei schlanken Granitpfeilern empor. Aus den 5 breiten Fenstern, von denen 3 nach dem Schloßhof zugehen, leuchtet buntfarbige Wappen-Glasmalerei; ein großer Kamin aus Kalkstein schmückt eine Wand; der Fußboden glänzt im alterthümlichen Fliesenschmuck. Dieses Gemach ist das einzige in der ganzen Hochmeisterburg, welches nach dem inneren Schloßhofe hinausliegt, also daß der Hochmeister alles Getreibe auf diesem leicht beobachten konnte. Damals war der gegenüberstehende Raum zwischen der Schloßkirche

und der ehemaligen Bartholomäus-Kapelle, welcher nun durch das geschmacklose Zeughaus ausgefüllt ist, nur durch eine niedere Brustwehrmauer geschlossen, und so war denn gerade dieser Theil des hochmeisterlichen Schlosses bei der Belagerung durch die Polen nach der für den Orden so unheilvollen Tannenberger Schlacht am meisten dem feindlichen Wurfgeschütz ausgesetzt, ja Jagello hatte es gerade auf dieses Hochmeistergemach abgesehen. Und dennoch war der löwenkühne Plauen unverzagt geblieben: „Wohlan!" rief er, „Gott und die heilige Jungfrau wird uns schützen! Aus der Marienburg weich' ich nimmermehr!" — Eine besondere Zerstörung erlitt dieses Gemach noch später zur polnischen Zeit zusammen mit der vorderen Hausflur, wo diese ganze vordere Gelegenheit in zwei Stocke abgetheilt, die Gewölbe eingeschlagen und die Granitpfeiler und steinernen Fensterköpfe hinausgeworfen wurden, um noch für die zweite Etage eine Fensterreihe bauen zu können. Da aber die Vorderwand zu unhaltbar schien, so wurde eine neue Mauer zwischen den äußeren Strebepfeilern aufgeführt, die dem Aeußern seine ganze und so imponirende Alterthümlichkeit nahm. Erst im J. 1825 wurde dies schöne Zimmer auf Kosten der Magistrate von Ost- und Westpreußen neu gewölbt und in seiner ursprünglichen Schönheit wiederhergestellt; die Glasgemälde aber sind Stiftungen mehrer, größtentheils preußischer Familien. Das erste Fenster, nach dem Hochschlosse zu, zeigt das Wappen des Senators Sörmann und Friese, so wie der Familie v. Schumann in Danzig und der Königsberger Familie Tamnau; im zweiten Fenster gewahren wir oben das Wappen des Freiherrn v. Korff, des Grafen zu

Eulenburg, v. Egloffstein und v. Dönhoff, unten das des Oberbau-Director Schinkel und des Freiherrn v. Eichendorff, der als Schriftsteller sich mehrfache Verdienste um die Marienburg erworben; das dritte Fenster ist geschmückt mit den Wappen der Familie v Borstell, v. Brandt, Graf v. Lehndorff, v. Oldenburg, v. Fahrenheid, v. Bardeleben und v. Hülsen; das vierte ist eine Stiftung der gräflichen Familie v. Medem in Kurland, mit 8 Wappen verziert, es zeigt rechts einen Ritter des Deutschen, links einen des Schwertbrüder-Ordens; das fünfte Fenster enthält die Wappen und Embleme derjenigen Männer, die sich ganz besonders um die Wiederherstellung des Schlosses verdient gemacht haben, obenan das Wappen des Burggrafen von Marienburg, Staatsministers von Schön; darunter folgen das Wappen des Landrathes Hüllmann, die Abbildung der Nogatseite des Schlosses mit der Unterschrift Dr. W. L. Häbler, Prediger in Marienburg; das Wappen des Baurathes Hartmann in Marienwerder; ein Blumenkranz, auf dem ein Buch mit einer Feder liegt, mit den Buchstaben J. V. in der Mitte (Professor Johannes Voigt in Königsberg); ein Wappen, das eine Zusammenstellung von Bauwerkzeugen enthält, zum Andenken an den Oberkirchinspector Gersdorf in Marienburg, und endlich das Marienburger Stadtwappen. An der nördlichen Wand hängen Grundrisse der Burg und Ansichten des Schlosses. — Die Möbel darin, der alterthümliche Tisch mit der Porphyrplatte, die Sitzbänke und Stühle, wie der Bücherschrank sind aus neuerer Zeit und sollen eben das Wohngemach des Hochmeisters andeuten. „Doch ist's nicht zu leugnen, wir empfinden einen leisen

Schauer, wenn wir uns diese Gemächer als unsre Wohnung denken. Gewöhnt an die Enge unsrer modernen Zimmer, das trauliche Beieinander von Möbeln, die uns lieb geworden, und unseres wärmenden Ofens gedenkend, wird es uns schwer, von unsern Anschauungen und Gewohnheiten zu abstrahiren und uns in die Lage der Fürsten zu versetzen, welche einst diese Räume bewohnten. Wir bewundern den Bauherrn, welcher dem ursprünglich herben Charakter dieser klösterlichen Räume Milde und Freundlichkeit zu geben und jene Strenge in eine so heitere Behaglichkeit aufzulösen vermochte; aber wir möchten um Alles in der Welt nicht unsre trauliche Enge mit dieser erkältenden Weite vertauschen "

Unmittelbar an dieses Gemach grenzt nach hinten zu „Meisters Stube." Sie bietet auch in ihrem jetzigen Zustande mit ihren zartgrünen Wänden und mit dem lichten Sterngewölbe und dem Fußboden aus rothen und weißen Stuckplatten zusammengefügt ein Bild heiterer Abgeschiedenheit und innerer Sammlung. Der achteckige Granitpfeiler, der das Gewölbe trägt, ist 13″ im Durchmesser und mit einem Fuße und einem reichverzierten Kopfgesimse versehen. Zur Ordenszeit enthielt dieser Raum zwei Zimmer, „Meisters Stube" und „Meisters Stübchen" und in ihm hatte die Zerstörungswuth in neuerer Zeit am gründlichsten gewüthet. Die Gewölbe waren (1785) eingeschlagen und der ganze Raum zu Wohnungen für Baumwollenweber umgewandelt worden, indem vier kleine Stuben nebst einer Küche eingebaut wurden. Doch gelang es, die schöne Stube durch Beiträge der Stadt Königsberg in den Jahren 1822—25 wiederherzustellen; einige Kaufleute Königsbergs ließen die beiden Fenster derselben noch

durch Glasgemälde schmücken, welche den Dom und die Börse, so wie den rothen Krahnen von Königsberg (der bei dem großen Speicherbrande 1839 abbrannte) und den Leuchtthurm von Pillau darstellen. Auch ist die Malerei am Gewölbe und an den Wänden ganz im alten Geschmack. — Uebrigens hat dieses Gemach mit dem angrenzenden Saale noch eine besondere historische Denkwürdigkeit durch August den Zweiten von Sachsen erhalten, der am 2. Juni 1710, nachdem er auf dem Reichstage zu Warschau sich des polnischen Thrones bemächtigt, auch auf die Marienburg kam, und zwar in Begleitung seiner Geliebten, der schönen Gräfin Kosel. Für diese waren nun eben diese Zimmer des Schlosses eigens eingerichtet worden, und es ist gewiß eine seltsame, fast bittere Ironie des Schicksals, die schöne, leichtfertige Gräfin in denselben Gemächern ihre Schminkpflästerchen auskramen und mit Fächer und Reifrock einherrauschen zu sehen, wo einst der strenge Ordenshochmeister waltete und nur der ernste Tritt geharnischter Männer erklang.

Durch eine niedrige viereckige Thüre gelangen wir in Meisters kleinen Remter, der dem Hochmeister in Gesellschaft seiner Gebietiger zum gewöhnlichen Speisesaale diente; er gehört mit zu den schönsten und imposantesten Räumen des Schlosses und ist 40′ lang, 39′ breit und bis zum Schlusse der Wölbung 21′ hoch. Das schöne Spitzbogengewölbe ruht auf einem achteckigen Granitpfeiler von 8½′ Höhe und 14″ Dicke, der sich dadurch von den anderen Pfeilern im Schlosse auszeichnet, daß die Gewölbegurten ohne alles Gesimse sich an seinen acht Kanten verlieren, ganz in der Bedeutung des deutschen Pfeilers in der Baukunst, wodurch sich

hier überzeugend darstellt, wie solch ein Pfeiler nur eine Verlängerung der Gewölbegurten sei, die sich von oben herabsenken. Die Gewölberippen enden auf großen, brei-

Meisters kleiner Remter.

ten, etwas schwerfällig aussehenden Vierecken, auf denen zur Verzierung einzelne Rund- und Plattstäbe, Kehlungen und dergleichen angebracht sind. Rings umher zwischen den Gewölbebogen waren einst die Bildnisse der Hochmeister gemalt, stolz zu Pferde, gewiß nicht selten der Gegenstand ernster und fröhlicher Unterhaltung der Ordensritter. Ihre geschickte Wiederherstellung würde den stillen Zauber würdiger fürstlicher Ruhe und Häuslichkeit, den dieser Saal des Meisters auch in seiner gegenwärtigen Erscheinung ausübt, bedeutend erhöhen. Der Saal erhält sein Licht durch vier große, viereckige Fenster, welche mit den Wappen aller der Hochmeister geschmückt sind, die unmittelbar auf der Marienburg residirt haben; es waren deren 17, von Siegfried von

Feuchtwangen an bis Ludwig von Erlichshausen. In dem Fußboden befinden sich 14, mit kupfernen Deckeln geschlossene Heizröhren, durch die aus einem colossalen Ofen in dem Kellergeschosse unten die erwärmte Luft in den Saal strömte. Die Schenkbank in der Mauer bestätigt es, daß dieser Remter der gewöhnliche Speisesaal des Hochmeisters gewesen; sie hat von außen aus dem Gange her, der zur steinernen Wendeltreppe führt, einen Zugang, durch den die Speisen und Getränke aus Meisters Küche und Keller heraufgeholt und in den Saal hereingereicht wurden. — Dieser ganze schöne Saal aber war gleichfalls durch König August II. gründlich verwüstet worden. Um eine passende Wohnung für die Gräfin Kosel abzugeben, wurde der Saal in zwei Stockwerke und durch Scheidewände in mehre Zimmer getheilt; der Pfeiler in der Mitte, so wie die Schenkbank und sämmtliche Fenster vermauert und in letztere neue kleinere Fenster für beide Etagen eingesetzt; so daß die Wiederherstellung dieses Remters in seine ursprüngliche Gestalt mit den größten Schwierigkeiten verbunden war. Letztere geschah durch die Beiträge der ostpreußischen Stände. Dieser kleine Remter steht an Länge und Breite dem großen nur wenig nach; seine Höhe dagegen ist bedeutend geringer, und eben dieses Verhältniß verleiht ihm die Behaglichkeit, welche ihn vor dem größeren auszeichnet.

Durch eine neueingesetzte Zwischenthüre ist dieser Remter mit dem angrenzenden großen Remter verbunden; wir sehen darüber ein Wappen des Herrn von Kunheim, als Wiederherstellers dieser Seitenthüre in Stein prangen, nehmen aber unsern Weg zunächst durch die breite Thüre

neben der Schenkbank und treten in eine kleine Vorhalle mit doppelter Thüre. Rechts aus der Vorhalle führt ein schmaler Gang zur Schenkbank und zu einer breiten steinernen Wendeltreppe, gerundet in der Mauer angelegt, die zunächst in das Erdgeschoß und seitwärts auch in des Meisters Küche führt, auf der man aber auch über 68 Stufen aus Kalkstein (die ebenfalls durch das Aufliegen auf einander sich selber tragen und zugleich die Treppenspindel bilden), bis in die untersten Kellerräume hinab- und zu den Zinnen hinaufsteigt.

Durch die vordere Thüre der Vorhalle treten wir in den uns von der „Hausflur" her schon bekannten „oberen Gang" ein, unter ein lichtes, 63′ langes und 10½′ breites, im zierlichsten und schlanksten Spitzbogen gezogenes Kreuzgewölbe, das sich zu der Höhe von 24′ erhebt und in seiner heiteren Pracht die Nähe des Fürsten verkündet. Diese lichten Kreuzgewölbe sind ihrer ganzen Länge nach seitwärts von freistehenden, schlanken Granitpfeilern in der abgeschwächten Mauer nur wie zum Spiele getragen und von fünf hohen Fenstern sommerlich erhellt; sie sind, sagt v. Eichendorff, wie ein Lichtgruß des Burggeistes selbst, der hier der endlichen Lösung seines Bannes entgegenharrte: denn dieser Gang hat alle Jahrhunderte der Schmach in fast unversehrter Schönheit und Alterthümlichkeit überdauert. Vor dem dritten Fenster der Seitenmauer steigt ein runder Brunnen, Meisters Born, durch die drei unteren Geschosse 55′ tief hinab, von behauenen Granitsteinen eingefaßt und mit der Einrichtung versehen, daß auch in jedem unteren Geschosse aus ihm geschöpft werden konnte. Die beschwerliche Arbeit, das Wasser aus der Tiefe heraufzuziehen, war sechs Knechten übertragen.

Von den Granitpfeilern daneben, welche in ihren oberen Theilen mit Bindern versehen sind, ist der eine unter dem Bindersteine gleich einem Kragsteine abgefangen. Unter ihm stand „Meisters Handfaß", ein Wasserbehältniß aus Stein, mit zwei metallenen Hähnen versehen, das, von den Knechten gefüllt, stets frisches Trinkwasser vorräthig hatte, auch wohl zum Ausspülen der Becher wie zum Händewaschen gedient haben mochte. Das Spülwasser hatte seinen Abzug in der darunter liegenden steinernen Abgußrinne. Aber eben dieser unterbrochene Pfeiler schien den polnischen Kleinmeistern im Jahre 1786 ein allzu kühnes und gefährliches Wagstück. In handwerksmäßiger Angst, das Gewölbe, welches jener Kragstein doch beinahe 500 Jahre getragen hatte, möchte zusammenstürzen, hatten sie diesen sorgfältig untermauert. Diese Angstmauer ward im J. 1817 wieder hinweggeräumt, und das Gewölbe ruht, nach wie vor, felsenfest auf dem Kragsteine, der nun offen Zeugniß gibt von der sicheren Kühnheit des alten Baumeisters. Auch der steinerne Brunnen ward von ihnen gleichzeitig verschüttet und war seine spätere Aufräumung mit viel Mühe und Kosten verbunden. Hinter den Pfeilern ist Alles, Mauer, Fenstergewände und Sitzbänke, aus gewaltigen Kalksteinmassen gebildet, und von diesen steinernen Sitzbänken aus genießt man eine herrliche Aussicht über die imposante Nogatbrücke in das lachende Werder hinein. Als Vorhalle zu Meisters großem Remter, also zum Herrlichsten, was die Marienburg aufzuweisen hat, deutet dieser Gang auch in seinen sinnbildlichen Glasgemälden seiner stattlichen Fenster, sowie durch die Wiederherstellung derselben, auf die Höhen des Lebens, auf Kunst und

Der obere Gang.

Wissenschaft, die diesen Bau begründet und neuerdings wiederhergestellt haben; alle, bis auf eines, durch Beiträge der preußischen Gymnasien und der Königsberger Universität hergestellt, sprechen in ihrer buntfarbigen Malerei den Gedanken aus, wie Religion und Gerechtigkeit, geleitet vom Engel des Lichtes, zum Allerherrlichsten und Erhabensten hinführen. Sehen wir uns zunächst die Glasmalerei näher an. Die ersten drei Fenster, von den Gymnasien Ost- und Westpreußens geschenkt, deuten die Wissenschaften an. Wir erblicken den lehrenden Christus und einen Greis, der den Knaben zur Weisheit führt mit der Unterschrift: »i pede fausto, quo te sapientia ducit.» Dann den Erzengel Michael, den Ritter Georg und einen Genius mit der Fackel der Aufklärung, und einen Eichenkranz mit Harfe und Schwert, Alles von Maler Höcker im J. 1823 gemalt. Das vierte Fenster ward durch ein Vermächtniß des Kriegsrathes Schäffner in Königsberg der Kunst geweiht. Das deutet der durch David's Harfe besänftigte Saul an, von Gersdorf gemalt. Das fünfte Fenster in der schmalen Seite des Ganges, durch die Universität Königsberg beschafft und der Gelehrsamkeit gewidmet, zeigt uns den Herzog Albrecht als Stifter und den Doctor Sabinus als ersten Rector der Universität, ebenfalls von Höcker gemalt. — Diesem Fenster gegenüber schimmert aus dem fernen Hintergrunde der Hausflur ein lichtes Fenster herüber, aus ihm strahlt uns das Bildniß des heldenmüthigen Vertheidigers der Marienburg, das des edeln Heinrich von Plauen entgegen, den reichsten Stoff zu ernster Betrachtung gebend. Alte Rechnungsbücher melden, daß dieser Gang Abends durch bunte Leuchtlaternen erhellt

wurde und daß bei großen Gastgelagen auch auf diesem Gange gespeist und gezecht worden. Wenn nämlich die Remter von den höheren Gebietigern und der vornehmen Ritterschaft besetzt waren, saßen hier unter dem langen Spitzbogengewölbe die Knechte zur Tafel und zuweilen wurde hier auch den Gesandten und Abgeordneten des Landes ein Ehrentisch gegeben. — „Meisters Handfaß", wie es gegenwärtig dasteht, ist ein Geschenk der Buchhändler Königsbergs.

Aus diesem Gange führen drei Thüren; die erste durch eine Vorhalle in „Meisters kleinen Remter", die zweite zu der Wendeltreppe, die nicht nur dieses Geschoß mit dem Erdgeschosse verbindet, sondern auch zu den Zinnen des Daches hinaufführt, sie war aber auch zur Polenzeit von diesem Gange ab bis zur Tiefe verschüttet worden und wurde erst im J. 1817 wieder ausgeräumt. Die dritte Thüre aber bildet den Eingang zum großen Remter, und zeichnet sich durch ihre Höhe und Breite, wie auch durch ihre geschmackvolle Einfassung vor allen anderen aus. Oeffnen wir die gewaltige Saalthüre und vor uns erhebt sich „Meisters großer Remter."

Schon aus der stolzen Pracht dieses Einganges und aus der Empore darüber, von wo sonst bei hoher Festlichkeit Trompeten- und Paukenschall ertönte, erräth man, daß es ein festlicher Saal war, in den wir treten. Hier war es, wo der Meister des Hauses seine Gebietiger versammelte, wenn er über des Ordens oder des Landes Verhältnisse ihren Rath vernehmen wollte; hier empfing er aus fremden Reichen die Gesandten und pflog mit ihnen die nöthigen Verhandlungen. Da hat so mancher zu seiner Zeit berühmte Mann aus Deutschland und Italien, aus England und Schweden, aus

Meisters großer Remter.

Dänemark und Frankreich vor dem Ordensmeister gestanden. Und wie mußte jeder Fremde, der in diesen hohen, herrlichen Saal eintrat, von der zaubervollen Pracht und Schönheit desselben ergriffen werden und sich klein fühlen: denn so Etwas hatte er weder in Deutschland, noch anderswo gesehen, — diese Größe, diese kühne und doch so kraftvolle Höhe der Wölbung, diese heitere Aussicht auf drei Seiten des Saales, der rundum gleichsam nur Ein Fenster bildet; — wie mußte er sich vor der Größe des Fürsten beugen, der hier herrschte!

Mit würdevollem Ernste wechselte in diesem Gemache des Lebens Lust und Freude. Hier empfing der Meister die fürstlichen Gäste, die nicht selten auf der Marienburg erschienen, um die originelle und so großartige Verfassung im Ordensstaate kennen zu lernen. Hier gab er ihnen festliche Mahle, und während dann die Gläser klangen, rauschte der Liedsprecher zu der hohen Gäste Ergötzung in die Saiten seiner Harfe; ja der Hochmeister mochte mitunter wohl auch allein mit seinen Gebietigern und näheren Vertrauten den vollen Becher hier geleert haben. Und da wird es denn wohl oft recht heiter zugegangen sein! Darauf deutet nicht nur die Schenkbank hin links in der Seitenwand; der freie Ausspruch des Seitenflügels, worin sich dieser Remter befindet, gibt demselben von selbst schon einen so heitern, zu Lust und Freude stimmenden Charakter, daß jedes empfängliche Herz in ihm von selbst Freude jubeln mußte, zumal, wenn Freund sich hier zum Freunde gesellte. Auf drei Seiten nämlich öffnet sich durch zehn hohe, breite Fenster, in doppelter Reihe über einander, die weite Aussicht über den

Nogatstrom und das große lachende Werder in die weite Gotteswelt hinein, und um dem Auge die Ausschau noch freier zu erhalten, hatte man sogleich bei dem Aufbau der Burg die draußen breit vortretenden Strebepfeiler durchbrochen und zwischen die Fenster jene schlanken, achteckigen Granitpfeiler eingestellt, die den obern Theil des Strebepfeilers tragen. Jeder Beschauer wird bei dieser unvergleichbar herrlichen Aussicht über die unabsehbaren Fluren gar mächtig ergriffen und mit wahrer Ehrfurcht erfüllt gegen altdeutsche Baukunst, die hier, wie im untern Conventsremter der Burg, ihr höchstes Ziel erreichte. Nach alten Berichten war dieser Remter mit Kron- und Wandleuchtern versehen. Man denke ihn sich so erleuchtet; Gewölbe, Gurten und Verzierungen im Wiederscheine der Kerzen, wie lebendig in einander rankend, und von draußen den Saal gesehen, fast lauter Fenster; bei dunkler Nacht wie eine Lichtkrone über dem stillen Lande.

Aber sehen wir uns diesen herrlichen Saal etwas genauer an, wie er's verdient. Er bildet ein Quadrat von 45 Fuß Seitenlänge und steigt zu einer Höhe von 30 Fuß hinauf. Die Gewölbe sind in den reinsten Spitzbögen ausgeführt, und ihre Spannung beträgt 22 Fuß. Alle Rippen, 16 Hauptgurten an der Zahl, steigen von dem mittleren Schlußsteine, der als Kopfgesims auf dem mächtigen 13½ Fuß hohen Granitpfeiler ruht, kühn und zierlich empor. Anfangs ragen diese Rippen nicht über die obere Knaufplatte weg, sondern sind von gleich geringem Durchmesser, wie diese; daher das Leichte und Kühne so vieler mit äußerster Genauigkeit und Glätte gearbeiteter Gurte auf ein

und demselben kleinen Raume. Langsam gehen sie zuerst auseinander und entfalten sich sehr allmälig, da die bedeutende Höhe des Gewölbes diesen langandauernden Schein der Zierlichkeit gestattet. Alle diese vielfach gegliederten Rippen, sie stehen nun auf dem Pfeiler, oder man betrachte sie in der Gährung begriffen oder an den Wänden auf den Kragsteinen fußend, sind mit der allergrößten Sauberkeit gemacht, so glatt, so rein bearbeitet, daß man sagen möchte, man sähe ein altdeutsches Bild vor sich, wo das Höchste und Herrlichste, wie das geringste Beiwerk mit gleicher Liebe und nie ermüdendem Fleiße gefertigt ist; 16 Hauptrippen scheiden sich leicht dem Blicke ab und schlagen auf 16 kräftig gehaltene Kragsteine an der Wand über, deren gerundete Glieder nach unten zu immer spitzer und enger werden und wie ein großer, mächtiger, sich verjüngender Säulenknauf aus der Mauer hervorstehen. Der Schaft des Pfeilers, der das ganze Gewölbe trägt, besteht aus einem Stück schön polirtem, rothschwarzen Granit; Fuß und Kompfgesims sind aus Kalkstein. Vormals schlugen vier Anker von diesem Pfeiler in die vier Seitenwände ein, damit diese, trotz der zehn großen Fenster in den Wänden, dem Gewölbe widerstreben konnten. Nun steht er schon längst auch ohne diese Anker fest und sicher da. Er ist es auch, auf den es einst der Polenkönig Jagello abgesehen, wie wir weiterhin erzählen werden. Die Steinkugel traf damals nicht den Pfeiler, sondern den gegenüber befindlichen Kamin, über welchem wir sie, zur Zeit Plauen's eingemauert, noch jetzt sehen.

Auch dieser Kamin ist ein kräftiges Stück Arbeit; wie aus Einem Stein gehauen. Und wie er, so sind auch die

Wände zwischen den Fenstern, die Fenstergewände und Fensterkreuze, wie die Schenkbank aus gewaltigen Steinmassen gearbeitet. Auf dieser letztern wurden bei festlichen Mahlen die Speisen und Getränke durch einen Zugang von außen her zugereicht. Früher waren neben dieser Schenkbank an der Wand Wappengemälde mit Inschriften zu sehen und unter den oberen Fensterreihen und in den Fensterblenden an den dunklen Wänden las man sinnreiche Sprüchlein, vielleicht wie noch jetzt im Schlosse zu Lochstädt zu lesen ist: „Maaß ist zu allen Dingen gut." — Durch den ganzen Saal zeigt sich eine zwiefache Fensterreihe über einander; unten sind die Fenster meistens dreifach, die darüberstehenden durchweg zweifach, alle aber sind durch zwei Kreuze dreifach übereinander getheilt; die untere Reihe ist höher, als die obere; dennoch hat letztere mehr Schmuck, indem das obere Drittel vom Fenster eine vollständige und eine halbe vierblätterige Rose (oder Kleeblatt) zur Verzierung hat. Eine wahrhaft fürstliche Gabe, wie sie diesem Fürstensaale ziemt, sind die Glasgemälde der Fenster; sie enthalten in den unteren Fensterreihen die Wappen des königlichen Hauses, in den oberen Darstellungen der wichtigsten Momente aus der Ordensgeschichte. Die Zeichnungen zu dem zweiten Fenster sind von Wach, die übrigen von Kolbe entworfen, sämmtliche Bilder aber in Berlin unter Schinkel's Anleitung vom Maler Müller ausgeführt. Zu ihrem Schutze hat man sie von außen mit einem Drahtgeflecht und mit Vorfenstern von hellem Glase versehen. Im ersten Fenster, dem Eingange gegenüber, erblicken wir die Krankenpflege zu Jerusalem dargestellt, welche die Stiftung des Ordens 1190 zur Folge

hatte. Im zweiten Fenster sehen wir, wie Hermann von Salza vom Papste Honorius III. mit einem goldenen Ringe als Abzeichen des Hochmeisters beschenkt wird, 1219; im dritten Fenster die Verleihung des schwarzen Reichsadlers in das Ordenskreuz bei Erhebung des Hochmeisters Hermanns v. Salza in den Reichsfürstenstand durch Kaiser Friedrich II.; im vierten Fenster die Zerstörung des Klosters Oliva bei Danzig durch die heidnischen Preußen 1224; im fünften Fenster die Gründung und Erbauung von Thorn durch den Landmeister Hermann Balk 1230; im sechsten Fenster den Einzug des Hochmeisters Siegfried von Feuchtwangen auf die Marienburg bei Verlegung des Hochmeistersitzes von Venedig 1309; im siebenten: Ludwig IX., König von Frankreich, verleiht dem Hochmeister Heinrich Graf von Hohenlohe die Lilien ins Wappen 1250; im achten Fenster: eine englische Gesandtschaft begrüßt den Hochmeister Conrad Zöllner von Rothenstein auf der Burg 1386; im neunten: Marienburgs Vertheidigung gegen die stürmenden Polen 1410 unter Heinrich von Plauen; im zehnten: Luther auf dem Reichstage zu Worms vor dem Kaiser Carl V. 1521, von Herzog Albrecht von Preußen vertheidigt, eine Darstellung zwar von historischer Unwahrheit, doch voll beziehungsreicher Andeutung auf unser Königshaus. Wesentliche Verschönerungen aber wurden diesem fürstlichen Saale im Jahre 1856 zu Theil, nämlich die Ausschmückung desselben durch Freskomalerei. Die Wand, in welcher die Steinkugel steckt und ein Theil der angrenzenden nördlichen enthält oberhalb fünf blinde Bogenfenster. Große historische Darstellungen eigneten sich bei der geringen Dimension dieser Fensterbilder

durchaus nicht zur Malerei; daher schlug Burggraf v. Schön nur die lebensgroßen Bildnisse der ausgezeichnetsten Ordensgebietiger zur Darstellung vor, zu zweien in jeder Blende. Nun war bei Aufnahme der Restauration durchweg der Grundsatz festgestellt, daß Alles, was die Burg als Kunstwerk betrifft, nur Sache einzelner Stiftungen sei. Die Marienburg solle ein heiteres Westmünster sein, in welchem der König Herr und Patron ist, jeder Edle aus dem Volke aber, weß Standes er auch sei, durch Stiftungen auch darin zu Hause sein könne. Dies Princip ist bis jetzt unverletzt gehalten worden. Nun war die Einrichtung dieses großen Remters bekanntlich eine Stiftung der königlichen Familie, und zwar betheiligten sich daran Se. Majestät der König (damals noch als Kronprinz) und die Prinzen Wilhelm, Karl Albrecht, Heinrich, Wilhelm und August, die Prinzessin Radziwill und die Prinzessin von Kassel, die Königin von Holland, der König von Hannover (damals Herzog von Cumberland) und der verstorbene Kaiser Nikolaus mit seiner Gemahlin (damals noch Großfürst von Rußland). Auch die Ausschmückung des Saales durch Wandmalerei durfte nur durch die königliche Familie ausgeführt werden. Da nun aber seit jener Zeit der ersten Einrichtung dieses Prachtremters in dem Personenstande genannter hoher Herrschaften wesentliche Veränderungen eingetreten waren, so hatten neuerdings auf besondere Veranlassung Sr. kgl. Hoheit des Prinzen von Preußen statt der bereits verstorbenen Mitglieder dieser Stiftung noch zwei weimarische Prinzessinnen ihren Beitritt erklärt zur Verschönerung des Remters durch Freskomalerei. Es beruht mithin gerade in dieser königlichen Stiftung die

höchste Glorie unserer Burg. — Wir erblicken nun 10 Wandbilder, auf Goldgrund strahlend. Da beschwört 1) Walpot von Bassenheim als erster Hochmeister mit erhobener Rechten die Ordensregel, indem er aus dem weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz die Linke hervorstreckt, um sie auf das Statutenbuch zu legen. Daneben erscheint 2) der erste Landmeister, Hermann Barth, in der Linken die Ordensfahne mit dem Marienbilde, in der Rechten das gesenkte Schwert, die Ordenstracht leicht über den Kettenpanzer geworfen und mit dem rechten Fuße über ein gestürztes Götzenbild schreitend. Auf das Schwert gestützt, schaut 3) Meinhard von Querfurt, der Bändiger des Nogat- und Weichselstromes, in die Ferne, sinnend, wie er die Wohlfahrt des durch Riesendämme dem Meere abgerungenen Werder-Marschlandes weiter befördern könne, während 4) Hermann von Salza, unstreitig der größte Staatsmann seiner Zeit, uns als Begründer deutscher Cultur im Norden begrüßt. 5) Siegfried von Feuchtwangen trägt, die Linke auf's Schwert gestützt, in der Rechten das Modell seines hochmeisterlichen Schlosses, 6) Luther von Braunschweig dagegen als hochherziger Dichter und Sängerfürst die Harfe im Arme, während ein Bär zu seinen Füßen kauert; zu seiner Zeit war das Preußenland noch ein Land der Bären und Wölfe! — Der greise 7) Dietrich von Altenburg erscheint vor uns mit Winkelmaaß und Zirkel und mit dem Modell der Schloßkirche, deren frommer Erbauer er gewesen; 8) Winrich von Kniprode aber, unter dem Preußen sein goldenes Zeitalter feierte, steht unter rankendem Weinlaub, das Schwert kampfbereit gefaßt, in der Rechten das Gesetzbuch, und auch 9) Ulrich von Jungingen,

der Held in der unglücklichen Tannenberger Schlacht, hat Lanze und Schild zum Kampfe ergriffen, die breitgewölbte Brust ganz in Eisen gehüllt und die Sturmhaube fest auf das Haupt gedrückt, wogegen 10) der edle Heinrich von Plauen, Marienburgs kühner Held und Erretter, die Ordensfahne an seine Brust drückt und das breite, schartige Schwert in der Linken hält. So veranschaulicht uns dieser farbenreiche Saal wie ein großes Bilderbuch das vielbewegte Leben, welches sich in dieser Ordensburg in Freud und Leid, in Ruhe und Thatkraft entfaltet. Die Figuren 1 und 2 sind von Director Rosenfelder in Königsberg gemalt, 3 und 4 von Prof. Däge in Berlin componirt, ausgeführt aber von Karl Gräf; 5 und 6 sind von Prof. A. Menzel, 7 und 8 von Prof. Hermann und 9 und 10 von K. Gräf in Berlin gemalt. Bekanntlich besitzt man von all jenen gemalten Ordensgebietigern keine Portraits mehr. Deshalb hatte Burggraf von Schön den trefflichen Vorschlag gemacht, diesen Figuren möglichst entsprechende, dem Volke bekannte Porträts von ausgezeichneten Männern neuerer Zeit zu Grunde zu legen. So sollte das Bild des unvergeßlichen Königs Friedrich Wilhelm des Dritten zum Anhaltpunkte dienen für das Porträt Walpots von Bassenheim; für Hermann Barth sei Scharnhorst zu wählen, für den unerschütterlichen Heinrich von Plauen der eiserne York, für Meinhard von Querfurt der Oberpräsident v. Vincke, für den großen Hermann v. Salza der edle Hardenberg, für Siegfried v. Feuchtwangen der alte Stein, für den Dichterfreund Luther v. Braunschweig König Ludwig von Baiern, für den frommen Dietrich v. Altenburg König Friedrich Wilhelm I., für den großen Winrich der un-

sterbliche Gneisenau und für den ritterlichen Ulrich v. Jungingen Held Blücher. Aber der wohlgemeinte, schöne Vorschlag blieb leider unberücksichtigt.

Im Winter konnte dieser Saal nur wenig, höchstens bei kurzen feierlichen Vorstellungen, von Gesandten benutzt werden, da er keinen Heizapparat im Fußboden hat und durch den zwar gewaltigen Kamin doch nur mäßig erwärmt werden kann; deshalb auch seine Benennung aus alter Ritterzeit her als „hochmeisterlicher Sommerremter". Seine Wiederherstellung verdankt er, wie schon bemerkt, ausschließlich den Familienmitgliedern des königlichen Hauses. Arg aber war die Verstümmelung zuvor in demselben gewesen. Der schöne Saal war auch hier in 2 Etagen getheilt und zu Stuben für Weber und für den Schulmeister benutzt worden. Die Zerstörung war um so unnachsichtlicher ausgefallen, je spröder und unbequemer seine ritterliche Haltung sich jenem Gebahren erwies. Die sich senkenden Gewölbgurten waren zerhackt, die Fenster halb vermauert, die steinernen Sitzbänke weggebracht worden. Alles mußte neu geschafft und die in das Gewölbe eingeschlagenen Löcher, durch welche die Schornsteine der eingebauten Stuben gezogen waren, wieder vermauert werden, und so erhielt der Saal erst 1819 seine alterthümliche Gestalt zurück.

Architektonische Forschungen haben es neuerdings, wie schon erwähnt, mehr als wahrscheinlich gemacht, daß dieser Remter wol erst unter Meister Winrich ganz vollendet worden; er ist in seiner prachtvollen Ausschmückung noch heute ein würdiges Denkmal jener großartigen Zeit und es lebt noch heute, gerade aus jener Zeit und von diesem Saale, manche

interessante Sage im Munde des Volkes. Mögen drei derselben hier ihren Platz finden.

Als im J. 1351 der Hochmeister Dusemer von Arffberg gestorben war, befand sich der Orden in einer höchst bedrängten Lage. Der Krieg mit den Lithauern wüthete blutiger denn je, und drohete um so verderblicher zu werden, als eine fünf Jahre anhaltende Pest Tausende von Menschen im Preußenlande hingerafft hatte und auch noch gerade jetzt so viel Volk zu dem vom Papste ausgeschriebenen Jubeljahre nach Rom gezogen war, daß viele Städte und Dörfer im Ordensgebiete ganz menschenleer dastanden. Es galt jetzt besonders, wenn der Orden nicht gänzlich unterliegen sollte, den Weisesten und Kräftigsten zum Hochmeister zu wählen. Die Ordensgebietiger waren sogleich nach dem Tode des vorigen Hochmeisters zusammengetreten, konnten aber nicht einig werden; unentschieden schwankten sie hin und her. Nun befindet sich unter der Schloßkirche die der heiligen Anna geweihte Begräbnißkapelle und aus ihr hörte man drei Nächte hintereinander eine Stimme erschallen, welche dumpf, aber deutlich rief: „Winrich, Winrich, Ordensnoth!“ Einstimmig wurde hierauf Winrich von Kniprode zum Hochmeister erwählt, und nie ist eine Wahl günstiger gewesen, als diese: denn zu einer nie vorher gewesenen Macht und Stärke erhob sich unter ihm der Orden. Stets siegreich, demüthigte er alle Feinde des Ordens, und wie blutig auch die Kriege waren, die er zu führen hatte, so blühten doch Künste und Wissenschaften, Handel und Gewerbe unter seiner kräftigen Regierung, so daß die Zeit, während welcher er den Herrscherstab führte (1351—1382), mit Recht das goldene Zeitalter Preußens

genannt wird. Vorzüglichen Wohlstand gewährte der Ackerbau dem Lande, und sogar der Weinbau wurde mit einem Erfolge betrieben, der uns, wenn wir das Land jetzt betrachten, fast unglaublich scheint, und doch ist es gewiß, daß Preußen damals sehr guten Wein zeugte. Denn weit und breit war die Vorzüglichkeit des preußischen Weines berühmt, und der Hochmeister verschickte sogar manches Faß zum besonderen Ehrengeschenke an fremde Fürsten. Auch hat sich noch die Sage erhalten, daß einst ein baierischer Herzog als Gast auf der Marienburg eingezogen und, als man ihm einen Humpen inländischen Rebensaftes zum Ehrentrunke credenzte, davon so entzückt gewesen, daß er ausgerufen habe: „Füllet mir noch einen Humpen: denn Euer Wein ist so gut, daß Einem schier die Schnauze darnach klebt." Von dem damaligen großen Reichthume der Landbewohner aber erzählt folgende Sage. Einst bewirthete der Hochmeister auf der Marienburg einige fremde Herren, und als nun diese bei der Tafel nicht aufhören konnten, den Reichthum zu rühmen, der ihnen auf ihrem Wege überall aus stattlichen Dörfern und üppigen Feldern entgegengeglänzt hatte, so führte sie der Fürst, um ihnen noch mehr von diesem Reichthume zu zeigen, zu einem Bauern in Niklaswalde auf der frischen Nehrung. Der Bauer nahm seine vornehmen Gäste gar höflich und freundlich auf und setzte mit Erlaubniß des Hochmeisters ein ländliches Mahl vor, stellte aber statt der Sessel zwölf kleine Tonnen, die mit Brettern bedeckt waren, um die Tafel. Als sich nun aber die Gäste darüber wunderten, daß ein angeblich so wohlhabender Mann ihnen nicht einmal Sessel anbieten könne, sagte der Bauer: „Ich habe

Euch keine kostbareren Sessel geben können; sehet nur nach, worauf Ihr gesessen habt," und als nun die Ritter wirklich nachsahen, fanden sie, daß alle zwölf Fässer bis zum Rande mit Gold angefüllt waren. Reich und glänzend waren die Feste und Gelage, die zu Ehren des neuen Hochmeisters veranstaltet waren, und acht Tage hindurch hallten die Klänge der Freude und des Jubels in den hohen Gewölben der ernsten Marienburg wider. Alle Ordensritter, die in Preußen anwesend waren, hatten sich versammelt, die Abgeordneten der vornehmsten Städte waren erschienen, um dem neuen Meister ihre Huldigung darzubringen; aus allen Ländern waren Edle und Ritter, ja sogar viele polnische Große, zugegen, und Alle wurden auf das Köstlichste und Beste bewirthet. Da fehlte es denn auch nicht an fahrenden Spielleuten und Meistersängern, die, während die Ritter in den drei Remtern und auf dem Gange schmausten und zechten, deren Ohren mit ihren Gesängen und Liedern ergötzten; vorzüglich aber zeichnete sich unter diesen ein deutscher Meistersänger aus Nürnberg aus, dessen Lied die Zuhörer so entzückte, daß ihm allgemeiner Beifall lohnte und der Hochmeister selbst ihm einen goldenen Becher zum Ehrengeschenk reichen ließ. Als sein Gesang und der durch denselben erweckte Beifall verstummt war, wagte es auch ein preußischer Barde, Rixil nennt ihn die Sage, als Wettkämpfer gegen den deutschen aufzutreten. In seiner Landessprache sang er ein Lied zum Lobe des alten Götter-Königs Weidewuth. Schon aber war die alte preußische Sprache verdrängt und vergessen worden; schon wurde im ganzen Lande fast nur Deutsch gesprochen; auch gab der Orden selbst sich alle Mühe,

die ursprüngliche Landessprache gänzlich zu unterdrücken, um dafür die deutsche allgemein einzuführen und dadurch das Land in Sitte, Bildung und Sprache zu einem echt deutschen zu machen, und so geschah es denn, daß das Lied des armen preußischen Barden, so schön es auch vielleicht immer sein mochte, fast sämmtlichen Zuhörern ganz unverständlich geblieben war. Auch war der Hochmeister selbst erzürnt darüber, daß der Sänger es gewagt hatte, vor ihm in einer Sprache zu singen, die nach der damaligen, wenn auch nicht ganz zu billigenden, doch zur Befestigung ihrer Sache beinahe nothwendigen Politik der Ordensherren ganz unterdrückt und ausgerottet werden sollte. Er ließ ihm daher, um ihn zu verhöhnen, eine Schüssel mit hohlen Nüssen reichen, bei welcher folgender Reimspruch lag:

„Niemand hat verstanden den armen Prüsse,
Des thu' ich ihm schenken hundert falsche Nüsse."

Verfolgt von dem Spotte und Gelächter der Ritter und Gäste, eilte der tiefgekränkte Sänger aus der Burg; aber racheglühend sprach er vorher, die alten heidnischen Götter des Landes anrufend, einen grausen Fluch über dieselbe aus. In gräßlichen, unerhörten Worten wünschte er alles Verderben, all den Hohn und Spott, der ihm jetzt von den Rittern wurde, auf die stolzen Mauern herab, und entsetzt blickten die kaum noch laut jubelnden und lachenden Ritter dem sich eilig Entfernenden nach. Aber noch gar manches Jahr mußte verschwinden, ehe dieser Fluch in Erfüllung gehen durfte, und noch länger als ein Jahrhundert stand die hohe Marienburg als der Stolz und Schirm des Preußenlandes, jedem feindlichen Sturme kühn und siegreich Trotz

bietend. Am herrlichsten aber bewährte sie ihre Stärke im Jahre 1410 nach der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg. Vernichtet war das Heer des Ordens, der Hochmeister selbst, Ulrich von Jungingen, war gefallen, mit ihm fast alle Gebietiger und Ritter, und schutzlos, beinahe ganz ohne Vertheidiger, stand des Ordens Haupthaus, dem siegenden Feinde anscheinend eine leichte und sichere Beute. Nur mit wenigen Rittern und Reisigen gelang es dem tapfern Comthur von Schwetz, Heinrich von Plauen, sich in die von Waffen und Vorräthen ganz entblößte Burg zu werfen. Rasch und kräftig wußte er noch einige Heerhaufen, die sich aus der Tannenberger Schlacht gerettet hatten, an sich zu ziehen und die Veste reichlich mit Vorräthen und Lebensmitteln zu versehen. Ruhig erwartete er so vorbereitet die Feinde. Triumphirend und keinen Widerstand erwartend, rückte auch endlich der stolze Sieger, der Polenkönig Jagello, mit seinem unermeßlichen Heere von Polen, Lithauern, Russen und Tartaren heran; mit höhnendem Uebermuthe forderte er die Burg zur sofortigen Uebergabe auf, aber, obgleich er den Hunderttausenden des Polenkönigs nur wenig tausend Streiter entgegenzusetzen hatte, verwarf doch Heinrich von Plauen, als erwählter Stellvertreter des Hochmeisters, jeden Vorschlag zur Unterwerfung. Kühn und heldenmüthig schlug er jeden Sturm ab und trug sogar in wiederholten Ausfällen fast täglich Tod und Verderben hinaus in das Polenlager. Wochenlang hatte schon die Belagerung gedauert und noch hatte Jagello nicht einen Wall, nicht den kleinsten Graben der Festung genommen, wohl aber fingen schon Krankheiten an, seine Schaaren zu lichten, schon begann der Hunger und

der Mangel an allen Kriegsbedürfnissen fühlbar zu werden. In dieser Zeit, so erzählen die alten Landeschroniken, richtete ein polnischer Büchsenschütze seine Steinbüchse gegen das große Muttergottesbild an der St. Annenkapelle. Der Schuß fehlte, aber der frevelhafte Schütze wurde von Stund an blind und Furcht und Entsetzen über dieses Ereigniß gingen entmuthigend durch das polnische Heer. Da sann Jagello, von den Belagerten immer härter bedrängt, auf List und Tücke Es war ihm wohlbekannt, daß Plauen mit seinen Rittern und den Söldneranführern sich zur Berathung oft oben in Meisters großem Remter zu versammeln pflegte, dessen mächtiges Gewölbe, wie er erfahren, nur auf einem einzigen Granitpfeiler ruht. Dieser sollte durch ein jenseit der Nogat gestelltes Geschütz zertrümmert und der Hochmeister mit seiner Umgebung durch das einstürzende Gewölbe verschüttet werden. Ein erkaufter Diener Plauens bezeichnete an einem der nach der Nogatseite zu gelegenen Saalfenster verabredetermaaßen mit einer rothen Mütze Zeit und Richtung. Allein die Steinkugel flog um einige Zoll am Pfeiler vorbei in die gegenüberstehende Wand und man schrieb darunter:

Als man zelet MCCCCX Jar,
Dies sag' ich euch allen war,
Der Stein wart geschoßen an die Want
Hier soll er bleiben zu einem ewigen Pfant.

Die Zeit hat das Sprüchlein verlöscht, aber die über dem Kamin eingemauerte Kugel bewahrt noch heute das Andenken des hochherzigen Plauen, dem sie galt*).

*) „Gewiß ist", sagt Voigt in seiner Geschichte der Marienburg, „daß der Polenkönig weder den Pfeiler, noch den Bau des deutschen Gewölbes

In sinniger Weise hat O. Gruppe diese Sage durch folgendes Gedicht verewigt:

Der Verräther von Marienburg.

Herr Hinze, was tragt ihr den rothen Hut,
Dünkt euch ein schwarzer nicht kleidsam und gut?

Herr Hinze, was schaut ihr zum Fenster hinaus?
Wir wissen es alle, die Polen sind drauß.

Herr Hinze, was stellt ihr ans Fenster den Hut?
Sind euch an den Wänden die Pflöcke nicht gut?

Herr Hinze, Herr Hinz', es ist Essens Zeit,
Es scheint, daß ihr heute nicht hungrig seid.

Herr Hinz', an dem Pfeiler ist euer Platz —
Ihr geht, wie um heißen Reisbrei die Katz'.

Nun sitzen die Ritter im Remter zumal —
Es trägt ein einziger Pfeiler den Saal.

Und wie sie so sitzen im frohen Genuß,
Auf einmal ein Krach: das war ein Schuß.

Ein Schuß aus einer Karthaun' entsandt,
Von drüben, vom andern Nogatstrand —

Ein Schuß, vortrefflich gezielt! fürwahr,
Es galt uns allen bei einem Haar!

Er hat den tragenden Pfeiler berührt,
Doch Gott hat ihn dort in die Wand geführt.

---

kannte. Jener hätte durch einen Schuß von jenseit der Nogat her auch schwerlich umgeworfen werden können und dieses wäre auch bei dem Umsturze des Pfeilers gewiß nicht eingestürzt." Dies Geschichtchen gehört mithin zu den historischen Anekdoten, welche das Volk verewigt. Aber sprechen wir ihm nicht die Berechtigung ab, in diesen erhabenen Räumen erzählt zu werden. Dem Volke ersetzt die Anekdote das mangelnde Kunstverständniß; sie belebt, was ihm sonst todt bliebe.

O seht, getroffen, wie sonderbar,
Der rothe Hut, der Herrn Hinzens war!

Herr Hinze, Herr Hinze, so kommt nur herein,
Die Gefahr ist vorüber, wir schenken euch ein!

Herr Hinze, ihr seid zu beklagen sehr:
Euer Hut ist zerschossen, — von ungefähr!

Herr Hinze, ihr müßt einen rothen Hut
Nun immer tragen, er steht euch so gut!

Eine Hahnenfeder nur stecket noch an,
Daß ein jeder Herrn Hinzen erkennen kann!

Nach einer zehnwöchentlichen Belagerung sah sich der Polenkönig genöthigt, schimpflich abzuziehen, nachdem er einen großen Theil seines Heeres eingebüßt hatte. Ihm nach zog das Ordensheer, das sich inzwischen wieder gesammelt hatte, und rasch gewann es alle Städte und Burgen zurück, die nach jener unglücklichen Schlacht in die Hände der siegreichen Polen gefallen waren und im November desselben Jahres wurde Plauen einstimmig zum Hochmeister erwählt. Die Gefahr erkennend, die auf halbem Wege für den Orden lauerte, faßte er den kühnen Gedanken, selbst in Polen einzufallen. Allein durch die Wiederherstellung des Ordenshaupthauses, so wie durch die der andern Burgen und durch die Ansprüche, welche die Königin von Böhmen und Ungarn, sowie die befreundeten Söldneranführer machten, war der Ordensschatz völlig erschöpft. So beschloß er denn kühn, des Lebens Güter an das Höchste zu wagen. Eine wiederholte Schatzung erging über das ganze Land, aber mit ihm auch ein Schrei des Mißmuthes; die Gemeinheit schaarte sich nun um ihre Fleischtöpfe. Der Held, der in den Tagen der Gefahr den Orden gerettet, mußte sich selbst nun hinter Schloß und Riegel vor

tückischem Verrath bewachen lassen, wurde nach drei Jahren seiner Meisterwürde entsetzt und starb 1429 arm und vergessen in der fernen einsamen Burg zu Lochstädt im Samlande, ein tragisches Vorbild derer, die über ihrer Zeit stehen. —

Das wichtigste Ereigniß für dieses Schloß in neuester Zeit fällt in das Jahr 1822. Seit fünf Jahren schon war, unter der trefflichen Leitung des damaligen Oberpräsidenten, Herrn v. Schön, rastlos, ja mit wahrer Begeisterung an der Wiederherstellung dieser großartigen Burg gebaut worden. Da versammelte Friedrich Wilhelm IV., damals noch Kronprinz, viele edle Preußen, die gleich ihm von der hohen Bedeutung dieses Baues erfaßt waren, in diesem Remter um sich zu einem festlichen Ehrentische, nach dreihundert und sechszig Jahren dem ersten wieder, den ein deutscher Fürst in diesem Saale gegeben. Da weckte Trompetenklang von der Empore manche große Erinnerung, die hier verkannt und verschüttet seit Jahrhunderten geschlummert, da leuchtete ringsumher die sonnenhelle Landschaft durch die hohen, wieder freigewordenen Fenster herauf, im Hofe wimmelte es wieder bunt und jauchzend, wie in Meister Winrichs großen Tagen. Auch ein Liedersprecher in der alten Tracht hatte sich aus Danzig eingefunden und begrüßte während der Tafel den hohen Herrn mit einem Liede zur Zither, das der Kronprinz, den frischgefüllten Becher erhebend, mit einem Trinkspruch erwiderte. Wir aber wüßten dieses Kapitel nicht schöner zu schließen, als mit den wahrhaft königlichen Worten des Spruches:

„Alles Gute und Würdige erstehe wie dieser Bau!"

Doch setzen wir unseren Rundgang durch die Räume des Schlosses fort. Beim Heraustritt aus diesem Remter gelangen wir links beim „oberen Gange" an die schmale Thüre zur Wendeltreppe. Steigen wir auf derselben aufwärts, so treffen wir zunächst auf einen weiten Bodenraum, der uns den Rücken der Gewölbe vom unterhalb gelegenen großen und kleinen Remter zeigt; zur Linken aber dehnt sich der Gewölberücken des großen Ganges aus; Alles in einem kleinen Bilde wie Berg und Thal; sie machen einen gewaltigen Eindruck auf uns, diese colossal aufgehäuften Massen. Daneben in der Mauer sehen wir noch die Vorrichtungen zur Vertheidigung, ein verdeckter Gang mit Schießscharten. Steigen wir noch höher hinauf, so kommen wir zu den Zinnen des Schlosses, mit denen das ganze Ordenshaus ringsum gekrönt ist, wie ein Ritter mit dem Helm. Vorzüglich schön und großartig nehmen sich die Zinnen und Brustwehre auf der Westseite dieses offenen Vertheidigungsganges aus und herrlich ist die weite Aussicht von ihnen über die Nogat fort ins Werder hinein. Durch gemauerte Treppen steht dieser Vertheidigungsgang mit dem um 15 Fuß niedriger gelegenen vom Conventsremter in Verbindung. Die Wiederherstellung beider Umgänge ist eine Stiftung der Offiziercorps der ganzen Armee. — Wir aber steigen die Wendeltreppe wieder hinab, um die Räume des nördlichen Flügels dieses Schloßtheiles noch in Augenschein zu nehmen.

Die zwischen dem „Gange" und dem „unteren Conventsremter" weiter gelegenen Gemächer des Hochmeisters wie „Meisters Hinter-, Schlaf- und Dienerkammer", so wie dessen „Badestube", haben Nichts von der Milde und Heiterkeit

jener früheren Gemächer. In letzteren residirte der Hochmeister als Fürst und Herrscher; in diesen aber bewohnte er als erster der Ordensbrüder wahrhafte Zellen. Wir fühlen uns hier wie von Kerkerwänden umfangen und athmen erst in der kleinen, aber zierlichen „Kapelle" auf, deren lichte Façade uns schon vom Schloßhofe aus erfreute. Einst mochte sie hier, gleich der Schloßkirche, einen polygonen Abschluß haben, wenigstens entdeckte v. Quast in dem Boden der Kapelle altes Mauerwerk, welches darauf hindeutet*); aber auch jetzt bietet sie mit ihrem flachen Abschlusse, mit den spitzbogigen Blenden und schlanken Fialen eine willkommene Scheide und einen vermittelnden Uebergang zwischen den strengen Mauerflächen des Conventsremters und der durchbrochenen Säulenfaçade des Hochmeisterschlosses.

Vorher empfängt uns aber, wenn wir aus der breiten Hausflur treten, eine Vorhalle zur Kapelle mit einem alten, hohen Kreuzgewölbe, dessen vier Felder jedes eine betende Figur vor einem Buche zeigt. Das Spitzbogenfenster zur Seite enthält in dem unteren Theile ein kleines Glasgemälde, Christus mit der Dornenkrone und über demselben das Wappen der Familie Satorius von Schwanenfeld auf Sartowicz bei Schwetz, welcher wir die Wiederherstellung dieser Halle verdanken. Hier am Eingange war es auch, wo einst der Hochmeister Werner von Orselen meuchlings ermordet wurde. Johannes Voigt erzählt in seiner Geschichte Marienburgs den Hergang folgendermaaßen: „Ein Ordensritter aus einem nahen Convente, Johann von Endorff, aus der Mark ge-

*) Passarge, Weichseldelta. S. 317.

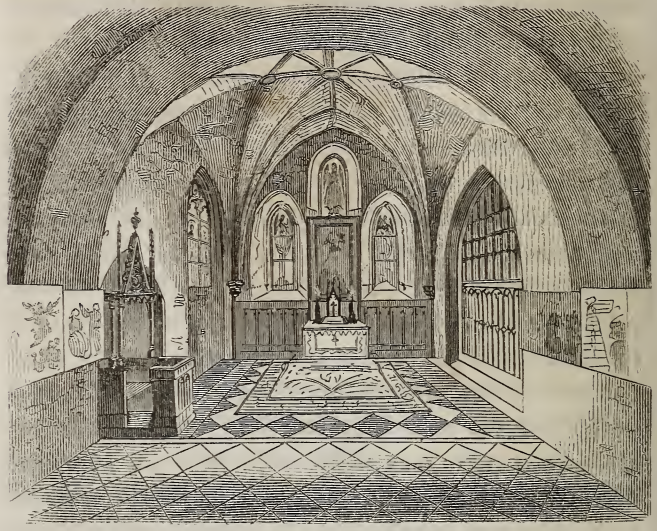
bürtig, ein Mensch, der schon aus unlautern Absichten in den Orden getreten und oftmals wegen seines unsittlichen Wandels getadelt und ermahnt worden war, trat vor den Meister mit der Bitte, ihm zu gestatten, an dem Kriegszuge gegen die Lithauer theilnehmen zu dürfen. Weil er aber schon im ersten Kapitel, welches der Meister gehalten, mit freundlichen Ermahnungen und nachmals selbst mit Strafen wegen öfterer Vergehungen ohne allen Erfolg an seine Besserung erinnert worden war und der Meister meinte, er wolle sich im Kriegsgetümmel nur der strengeren Zucht und Aufsicht entziehen, so entgegnete ihm Werner auf seine Bitte: es sei kein Roß mehr für ihn vorhanden; auch sei es für ihn noch viel zu früh, gegen den Feind zu eilen und dem Tode entgegenzugehen; zuvor müsse er von seinem wüsten, unordentlichen Leben ablassen; die Seele, die einem solchen Kampfe entgegentrete, müsse zuvor ernste Buße thun und sich üben in Tugenden, guten Sitten und ähnlichen Werken. Der Abgewiesene, sich jetzt an seine Freunde in der Mark wendend, erhielt durch diese zwei gute Pferde zugesandt, worauf er es wagte, sein Gesuch bei dem Meister zu erneuen. Da aber Werner erst vor wenigen Jahren in jenem Kapitel das Gesetz aufgestellt: „Es solle kein Ritterbruder ein eigenes Roß haben, sondern wer eines Rosses bedürfe, solle es von seinem Obern erhalten;" so ließ er dem ungehorsamen Ritter beide Pferde wegnehmen. Vergebens wandte sich dieser an einige Ordensbrüder, um durch deren Fürbitte seine Rosse und die Erlaubniß zum Kriegszuge gegen die Lithauer zu erhalten. Der Meister blieb fest bei seiner Weigerung. Da entfernte sich der Ritter von Wuth und Rache entbrannt

heimlich in die Stadt und kaufte bei einem Krämer ein großes Messer der Art, womit man pflegt Fische zu reißen. „Wollt Ihr die Scheide nicht auch mit Euch nehmen?“ rief ihm der Krämer nach, als er sich entfernen wollte. Der Ritter entgegnete: „Ich werde dem Messer die kostbarste Scheide suchen, die in ganz Preußen zu finden ist.“ So eilte er, das Messer in seinem Aermel versteckend, wieder auf das Haus zurück. Auf dem Burghofe angelangt, bemerkte er an der Erleuchtung der Kapelle des Meisters (denn es war Vesperzeit), daß dieser einsam in seiner Kapelle sein Gebet verrichtete. Die Zeit zur Rache schien ihm günstig. Die übrigen Ordensbrüder waren sämmtlich in der Hauptkirche des Hauses zur Vesper versammelt und selbst die Dienerschaft des Meisters zog sich, wenn er zum Gebete ging, von ihm zurück. So konnte es dem rachsüchtigen Ritter leicht gelingen, sich unbemerkt bis in die Vorhalle der Kapelle hinaufzuschleichen, wo er im Dunkeln lauerte. Als der Meister sein Gebet verrichtet und nun durch die Vorhalle in sein Gemach zurückkehren wollte, stürzte der Wüthende auf ihn ein, stach ihm das Messer in die Brust und rief die Worte: „Nimm mir mehr das Meine!“ Der sinkende Meister stammelte ihm die Worte zu: „Das vergebe dir Jesus Christ!“ Da ergriff der Unmensch das Messer noch einmal, stieß es dem Meister noch tiefer in das Herz und entfernte sich, von einem bellenden Hündlein des Meisters verfolgt. Der Notar des Meisters, der diesem in sein Gemach hatte folgen wollen, fand zuerst zu seinem Entsetzen seinen Herrn in der Vorhalle röchelnd in seinem Blute liegen. Unter Angstgeschrei um Hülfe sucht er den Meister aufzurichten; die Dienerschaft, die sonst ihren

Herrn begleitete, läuft eiligst herbei. Alles ist in Schrecken und Entsetzen. Ein Theil der Diener verfolgt alsbald den Mörder; er wird ergriffen; selbst sein blutbespritztes Kleid verräth sogleich seine Gräuelthat. Man wirft ihn gefesselt in den Kerker. Die Diener tragen darauf den Meister in sein Gemach, in welchem auf die schreckliche Nachricht sich alle Brüder des Hauses versammelten. Kaum vermochte es der Meister noch, die nöthigen Verordnungen mit wenigen Worten anzudeuten, denn schon nach einer Stunde gab er in den Armen seines Kaplans und Beichtigers sein frommes und gottergebenes Leben auf. Es war am Abend von St. Elisabethen-Tag, am 18. November 1330, als die gräuelvolle That vollbracht wurde. — In neuerer Zeit ist ein lebhafter Streit darüber geführt worden, ob die That hier oder an der goldenen Pforte des Hochschlosses verübt worden und von dieser Frage das Alter des Mittelschlosses abhängig gemacht, denn ist W. v. Orselen 1330 an dieser Kapelle ermordet, so muß die letztere nothwendig damals schon vorhanden gewesen sein, was neuere architektonische Forschungen in Zweifel gestellt haben, insofern diese nachwiesen, daß dieser Theil des Hochmeister-Schlosses erst unter Meister Winrich erbaut worden sei. Jede Forschung ist aber nur so weit mächtig, als sie es mit dem Verstande zu thun hat, und muß nothwendig erliegen, wo sie die Phantasie, die Sage und Poesie angreift.

Im Innern der Kapelle überrascht uns die Verschiedenheit des Gewölbes, indem die größere Hälfte als ein Kreuzgewölbe von einfachem Stern, die hintere aber im Rundbogenstil erbaut ist. Diese verschiedene Wölbungsart findet

darin ihre Erklärung, daß nach Ausweisung alter Rechnungen in dem hinteren Theile eine Orgel stand. Zu polnischer Zeit war diese Kapelle nebst der angrenzenden Schlaf-



Meisters Hauskapelle.

kammer des Hochmeisters in eine große Hausflur mit einer Außentreppe verwandelt worden, und ihre ursprüngliche Bestimmung wurde zuerst nach der Auffindung eines vermauerten Kirchenfensters wieder geahnt und durch Beiträge der evangelischen Geistlichkeit der alte Bau wiederhergestellt. An der Wand gegen Osten steht auf einer kleinen Erhöhung der Altar, mit einer Marmorplatte belegt und durch König Friedrich Wilhelm III. mit einem werthvollen altdeutschen Oelgemälde auf Holz geschmückt, die heilige Familie dar-

stellend. Vor dem Tabernakel liegt auf einem Pulte, dessen rothsammetne Decke von Königsberger Frauen angefertigt ist, eine Altarbibel als Geschenk von Frau Minister von Schön. Auch die weiße Altardecke, mit altdeutschen Verzierungen gestickt, ist eine Spende von Königsbergerinnen, der Teppich davor ein Werk von Danzigs Frauen. Die drei kleinen Fenster über dem Altar sind mit musicirenden Engeln bemalt, das große Fenster zur Linken zeigt uns Johannes den Täufer und Johannes den Evangelisten. Der in altdeutschem Stil mit Schnitzwerk kunstreich verzierte Betstuhl führt den Namen von „Meisters Stuhl" und die auf Goldgrund gemalten altdeutschen Gemälde, die wichtigsten Momente aus Maria's Leben darstellend, sind ein Geschenk des Landrath Waagen aus Memel. Und so möchten wir diese stille Kapelle, wie sie jetzt wieder dasteht, eine fürstliche Einsiedelei nennen*). Nirgends die Schauer eines mächtigen Domes, Alles lieblich, in sich beglückt und ahnungsvoll, wie der leise Flügelschlag eines Engels, der durch die Stille eines heiteren Sonntagmorgens grüßend vorüberzieht.

Wir treten aus der Kapelle unmittelbar in „Meisters Schlafkammer", ein langes, schmales Gemach mit einem Kreuzgewölbe ohne Kragstein überwölbt, von einfach würdigem Aussehen. Daß diese Stube Meisters Schlafgemach gewesen, geht außer dem Oertlichen, daß nebenan auf der einen Seite das „Badestübchen" und auf der andern die „Hinterkammer" mit einem Danzk anstößt, auch daraus hervor, daß in derselben nach alten Rechnungen das Bett des Hoch-

*) S. v. Eichendorff S. 118.

meisters stand. Dasselbe hatte Federkissen und zwar von Flaumfedern, semisch-lederne Bettbezüge und auch einen kostbaren Vorhang aus blauer feiner Leinwand, der 26 Mark kostete. Auch eine Schlafbank für seinen Diener befand sich im Zimmer, für etwaige Krankheitsfälle des Meisters. Die Mauervertiefungen zeugen für ehemalige Wandschränke mit Fachbrettern, worin er seinen Harnisch und seine Kleider aufbewahrte. Das Zimmer wurde von unten aus durch Röhren erwärmt. Die ganze Kammer nebst Stubengeräth hat die Familie der Grafen zu Dohna herstellen lassen, weshalb denn auch ihr Wappen im Fenster prangt.

Eine Seitenthüre verbindet dieses Gemach mit „Meisters Hinterkammer", einem langen Raume mit einem Tonnengewölbe und mehreren Mauervertiefungen zu Wandschränken, wo ehemals des Hochmeisters werthvollere Sachen und wol auch das Meßgeräthe der Hauskapelle aufbewahrt wurden, mit welcher die Kammer durch eine Nebenthüre in Verbindung steht, während eine schmale steinerne Treppe zum unteren Conventsremter hinabführt, die jedoch nur für den Meister bestimmt war. Das kleine Fenster der Kammer ist mit dem Wappen des Hochmeisters Siegfried von Feuchtwangen geschmückt worden. Eine der Mauervertiefungen in der Wand machte neuerdings viel Kopfzerbrechen; sie ist besonders tief eingelegt, hat eine steinerne Einfassung, ist in vier Fächer abgetheilt und hat nach hinten zu ein kleines verschließbares Fensterchen. Dies verleitete zu der Vermuthung, daß dieses eigenthümliche Behältniß eine schlaue Vorrichtung für den Hochmeister gewesen, um seine Ritter oder

fremde Gäste unten im Remter unbemerkt beobachten zu können. Dem widerspricht aber jene Mauervertiefung in ihrer Anlage selbst; war sie doch mit hölzernen Fächern versehen und hätte sich doch der Hochmeister, selbst wenn sie leer gewesen wäre, vornüber hineinzwängen müssen, um mit dem Kopfe bis ans hintere Fensterlein zu gelangen. Es unterliegt keinem Zweifel: jene Vertiefung war Nichts weiter als ebenfalls ein Mauerschrank. Gegenwärtig bewahrt er werthvolle Kleinodien, einen stark vergoldeten alterthümlichen Kelch, ein Geschenk der Freimaurerlogen Preußens, nebst einer goldgestickten Kelchdecke mit Granaten, ein Geschenk der Fürsten Radziwill, und einen silbernen sogenannten Feldaltar, in Form eines Buches aufzuschlagen, mit vielen Figuren aus Gold und Reliquien, noch aus der Ordenszeit her, einem Hauscomthur zu Elbing aus dem Jahre 1358 angehörend, wahrscheinlich von einem feindlichen Polen in der Feldschlacht erbeutet und an den Dom zu Gnesen geschenkt. Dort bemerkte das alterthümliche Kunstwerk König Friedrich Wilhelm IV. im J. 1823 und erhielt dasselbe zum Geschenk für die Marienburg. Auch enthält dies Gemach eine werthvolle Sammlung von alterthümlichen Feuergewehren aller Art aus den verschiedenen Jahrhunderten und von Geweihen von Rehen, Hirschen, Elenthieren und Rennthieren, Alles ein Geschenk des Freiherrn v. d. Nodgerie zu Pfefferkorn.

Aber steigen wir die schmale steinerne Treppe hinab, die durch einen schmalen Gang sich hinzieht, — es war dieser Weg allein dem Hochmeister selbst gestattet! — und vor uns liegt das Schönste und Herrlichste, was die altehrwür-

dige Burg in sich aufbewahrt: denn der große Conventsremter liegt vor uns, der Speise- und Vergnügungssaal der Ordensritter.

Des deutschen Ordens heldenstarke Ritter,
Sie drangen endlich mit dem Schwerte durch
Und wenn sie ruhten von des Kampfs Gewitter,
Umfing sie gastlich die Marienburg.
In diesem Remter saßen sie beim Mahle,
Der Rebe Gold im blinkenden Pokale.

Der große Conventsremter.

Der Saal, in seiner uralten Schönheit erhalten, bildet, mit den zartweißen, luftigen Gewölben auf drei schlanken Granitpfeilern ruhend, einen Aufenthalt von unbeschreiblich lieblicher Heiterkeit. Da die gewaltige Decke in

kelchförmigen Wölbungen dreimal herabschwebt zu den Pfeilern unten und mit diesen ohne merkliche Unterbrechung des Capitäls zusammenwächst, so erscheinen diese schlanken Stützen wie majestätische Palmbäume, die ihre Aeste in schwanker Biegung zum Himmel ausstrecken und sanft zur Erde wieder zurückneigen, oder wie colossale Lilienkelche, von Meisterhand aus Stein gebildet. Himmel und Erde scheinen in diesem Prachtbau harmonisch vereint. Kühn und verwegen steigen die edlen Spitzbogengewölbe in die Höhe, als wollten sie ins Unendliche sich verlieren, und doch, als könne der Himmel das Irdische nicht verlassen, senken sie sich wieder in den schlanken Steinpfeilern zum Boden nieder, weshalb denn auch v. Eichendorff den weiten, zarten Dom dieses Remters mit dem Himmel einer gedankenvollen Mondnacht vergleicht, wie sie milde segnend den Boden berührt*). Es unterliegt keinem Zweifel weiter: in diesem Conventsremter feiert die ganze Kunstrichtung des deutschen Ordens ihren höchsten Triumph, und es dürfte nicht zu Viel gesagt sein, wenn man behauptet, die gesammte gothische Baukunst habe unter ihren Tausenden edelster Bildungen kein Gewölbe hervorgebracht, welches an Leichtigkeit der Bildung wie an Eleganz der Formen und an schönem Verhältniß der Stützen zum Gestützten diesem Meisterwerke der Baukunst gleichkäme. Man möchte sagen, alle früheren Gewölbconstructionen seien nur Vorbereitungen zu diesem höchsten Triumphe; alle späteren ein verkünsteltes Hinabsteigen vom Gipfel. „Mir ist in keinem Lande", sagt daher auch der berühmte Kunstkenner,

*) S. v. Eichendorff S. 120.

F. v. Quast, „ein anderes Gewölbe vorgekommen, welches diesem, gleich drei Fontainen über den zarten Granitstützen emporsteigenden Strahlengewölbe gleichkäme."

Die Länge des Saales beträgt 96 Fuß, die Breite 48 Fuß, die Dicke eines jeden Pfeilerschaftes nur 15 Zoll und seine Höhe 10⅓ Fuß, Alles aus einem Stück rothschwarz gemischten körnigen Granits. Von jedem Pfeiler steigen 24 glattgearbeitete Rippen zur edlen Spitzbogendecke empor, alle auf den nicht viel stärker als die Pfeiler selbst gebildeten Capitälen derselben stehend und leicht und überaus zierlich sich allmälig erhebend. In starken, kräftigen und doch so leichten Massen schwebt das Gewölbe, wie in der Mitte auf die drei Pfeiler, zu den Seitenwänden herab aus der Höhe, wo sich seine Rippen unter zierlichen Rosetten begegnen, und ruht zwischen den Spitzbogenfenstern der beiden Längsseiten des Saales auf 14 sauber gearbeiteten Consolen von Kalkstein, auf den beiden schmalen Seiten aber und in den Ecken zusammen auf 8 dergleichen. Die starken, 7 Fuß dicken Mauern bilden nach Außen und Innen breite Fenstergewände. 14 Fenster auf den beiden Langseiten, 8 gegen Abend und 6 gegen Morgen, hoch und mit Spitzbogen überwölbt, Kirchenfenstern entsprechend, doch ohne Zierstein in den Bogenspitzen, erhellen reichlich und schön den heitern Saal, und mit wohlgelungener neuer Glasmalerei prangend, wird das blendende Licht durch den sanften Farbenteppich zwar gemildert, aber wieder erhöht, wenn die Morgen- und Abendsonne das Gewölbe durchstrahlt und auf dem mit verglasten Ziegelfliesen mosaikartig ausgelegten Fußboden sich die phantastisch bunten Schatten der Malerei lagern. Ste-

nerne Sitzbänke ziehen sich an den Wänden hin und eine Schenkbank, (wir erblicken sie in der Abbildung gerade vor uns in der Hinterwand) mit einer Einfassung aus Kalkstein verbindet diesen Remter mit der anstoßenden Conventsküche, aus welcher die Speisen hineingereicht wurden. Ueber der großen Eingangsthür erblicken wir Figuren eines alten Gemäldes, meist verwischt und undeutlich, Christus die Maria segnend. Auch zeigt einer der zierlichen Schlußsteine oben in den Gewölbebogen noch eine farbige Ausmalung, die Flucht nach Aegypten, als Wappen des Landmeisters. Zur Abendzeit gaben Lichtkronen, die den Saal schmückten, die erforderliche Beleuchtung. Schon damals schien den aus Süden eingezogenen Rittern die nordische Kälte unbehaglich; auch sollte beim fröhlichen Mahle nicht des Klima's Unfreundlichkeit die heitere Trinklust stören; daher die starke, doppelte Heizung in diesem Remter, eine durch einen mächtigen Kamin, der die Traulichkeit mehrte, und eine unter dem Fußboden durch einen großen Heerd, über welchem Feldsteine auf einem Roste geglüht wurden. Durch Löcher in den Kalksteinplatten des Fußbodens, welche durch metallene Deckel geschlossen werden konnten, wurde die Wärme von unten in den Saal geleitet. Auf der rechten Wandseite, die nach dem Schloßhofe zu liegt, stehen die Fenster höher, als auf der andern Seite nach der Nogat zu, wo sie tiefer hinunter reichen und zeigen, daß man aus diesen Fenstern wohl ins offene Werder hinausschauen, durch jene aber nicht gesehen sein wollte. Ein gezierter Eingang führt vom Schloßplatze in den Saal. Eine zweite kleine Thür war blos für den Hochmeister bestimmt; sie führte aus Meisters Hinterkammer

die lange schmale Steintreppe hinunter und durch sie trat der Hochmeister in den Remter ein, wenn er mit den Ordensbrüdern speisen wollte. Daß dieser Saal zu des Lebens Lust und zu geselliger Freude bestimmt war, darauf deuten auch jene drei kühn auftretenden Pfeiler hin, welche gleichsam wie zur Lust das leicht hinschwebende Gewölbe tragen. Gleich der erste Pfeiler vorn ist ein gar lustiger Geselle in der Reihe. An seinem Capitäle haben sich aus Stein gemeißelte Spielleute und Tanzende angefaßt und umtanzen es, mit dem Rücken daran gelehnt, der Fuß zeigt wunderlich verzerrte Fratzenköpfe mit Narrenkappen und Midasohren. An jenem zweiten Pfeiler windet sich oben üppiges Weinlaub herum, ans Zechen erinnernd, dem die Ritter hier wohl weidlich nachgingen, und am dritten Pfeiler sehen wir der ersten Eltern Sündenfall spaßhaft dargestellt, zunächst Frau Eva mit dem verlockenden Apfel in der Hand, ihn dem gutmüthigen Adam zum Einbeißen hinreichend, daneben der Engel, mit dem Schwerte das Pärchen aus dem Paradiese treibend, und nun Adam gebeugt, im Schweiße seines Angesichts mit einer Hacke an einem gewaltigen Fels arbeitend. Aber auch Eva hat ihr Theil bekommen. Wie ernsthaft sitzt sie da hinter dem Spinnrocken neben der geschaukelten Wiege, worin ein schon größerer Sohn einen neuen kleinern Adam einzulullen sucht. Die bunte Pracht aber, die wir da in den Fenstern bemerken, hat eben keine geschichtliche Beziehung. Wir sehen in ihnen der Reihe nach die Kreise von Westpreußen, wie sie zur Wiederherstellung dieses Remters zusammentraten und jeder mit seinen Städten den Ausschmuck eines Fensters übernahm. Deshalb wurden als

Zeichen der Erinnerung diese farbigen Wappenbilder hier eingesetzt. Die Inschriften unten besagen den Namen jedes Kreises. Jenes mittlere, der Thür gegenüber, hatte zur Wiederherstellung der verstorbene Fürst Staatskanzler von Hardenberg erwählt. Daneben prangt ein Fenster mit den Bildnissen eines Ordensritters und Landwehrmanns, neben einander gestellt, als inhaltsreiche Verbindung der alten Zeit mit der neuen, welcher letztern das alte Schloß ja seine Restauration verdankt. Labung des Körpers durch Speise und Trank, Erheiterung des Geistes durch Spiele und Gespräch, Erholung durch Mittheilung des Freundes mit dem Freunde, des Bruders mit dem Bruder, dies Alles war dieses Saales eigentlicher Zweck.

Zuerst begaben sich die Ritter nach verrichtetem mittäglichen dritten Tagesgebete in diesen Remter zum Mittagsessen, wo drei Tafeln gedeckt waren. An der ersten, welche die Gebietigertafel hieß, hatten der Hochmeister, der Groß- und Hauscomthur, der Treßler und andere der vornehmsten Beamten ihren Sitz. An dem zweiten, dem Conventstische, saßen sämmtliche Ordensritter, Priester und Laien beisammen. Eine dritte Tafel, der Jungentisch, war für die sogenannten jungen Herren bestimmt, welche die zu ihrer Ordensaufnahme festgesetzte Probezeit noch nicht bestanden hatten, sowie auch für die oberen Diener des Hochmeisters und Hauses. Vor dem Essen, wie nach aufgehobener Tafel sprachen die Priester den gewöhnlichen Segen, die Laien aber ein Paternoster und Ave Maria. Die Speisen wurden aus der anstoßenden Conventsküche durch die Schenkbank hinein gereicht und bestanden, außer den Fasttagen, aus drei

Gerichten nebst Weißbrod, welchem für die Gebietigertafel und den Conventstisch auch noch Käse beigegeben ward. Am Sonntag, Dienstag und Donnerstag gab's Fleisch zu essen, an den drei andern Tagen Molkenspeise und Eier, Freitags Fische. Sogenannte Remterjungen besorgten die Aufwartung und mußten auf gleiche Vertheilung der Schüsseln wie des Getränkes sehen, das je zwei Brüdern mit 4 Quart guten Bieres in zinnernen Kannen zugemessen war. Nur dem Meister wurde, und zwar jedesmal mit seidenen Handquehlen, von jedem Gerichte viermal so viel dargereicht, damit er von seinem Ueberflusse den Brüdern, die zur Strafe saßen, oder den Armen mittheilen könne. Während des Essens aber hielt einer der Vorleser, deren es vier im Hause gab, an einem eigens dazu eingerichteten Pulte religiöse Vorlesungen, und tiefe Stille herrschte im Saale, wenn nicht der Meister der Gäste wegen zu sprechen erlaubte. Kranke und altersschwache Brüder durften an der reichlichen und mit gesundester Nahrung versehenen Tafel der „Firmarie" theilnehmen. So hießen nämlich die Krankenanstalten des Hauses, deren eine, die Herrenfirmarie, im angrenzenden nordwestlichen Flügel des Schlosses, die andern für die Knechte in der Vorburg lag. Dem Meister dagegen stand jederzeit die Wahl der Tafel frei. Hatte er Besuch von Gebietigern und Comthurn, so speiste er oben in seinem kleinen Remter; waren fremde vornehme Herren oder Fürsten seine Gäste, dann war die Tafel im großen Prachtremter, oben im vollen Lichte der Fenster, unter dem schönen Gewölbe, das sich von dem Pfeiler in der Mitte wie eine schlanke Palme schirmend über die Tafel erhob. Nach der Vesperhora folgten die fröhlichen

Stunden der Erholung in eben diesem Conventsremter, die in der blühenden Zeit des Ordens wohl eine höchst anziehende Erscheinung darbieten mußten. „Man denke sich nur im schönsten Saale, der sich jemals über heitere Gesellen gewölbt,. Männer aus den edelsten Geschlechtern, aus allen Gauen Deutschlands, jeder in sich ein künftiger Fürst; denn das konnte er ja jederzeit durch die Wahl zum Meister werden; alle aber verbrüdert zu hohem Zwecke, der auch den gewöhnlichsten über das Gemeine erheben mußte, und stets gerüstet mit dem Ernst des Lebens in Krieg und Noth. Man wird gestehen, daß dieser Remter eine Gesellschaft umschloß, wie sie weder damals die rohen Trinkgelage in den weltlichen Burgen, noch unsere nüchternen Casinos darbieten. Hier sah man die hohen, kräftigen Gestalten in lebhaftem Gespräche die prächtige Halle durchschreiten; dort umstanden Andere einen zur Harfe singenden Ritter oder einen eben angekommenen fremden Bruder aus Deutschland, der neue Mähr von Kaiser und Reich brachte; da saßen Einige, den Kopf sinnend in die Hand gestützt, einander gegenüber am Damenbrett oder beim Schachspiel, das aber nicht um Geld gespielt werden durfte, und Mancher saß wohl auch einsam auf der Steinbank am Fenster und trank, über die weiten Werder hin nach Westen blickend, in Gedanken der fernen Heimat zu. An den Fasttagen aber, wo nur einmal, nämlich zu Mittag, gespeist wurde, sowie an Festtagen, hielten sie hier ihre Trinkzusammenkünfte, Collationen, da ihnen an anderen Tagen außer der Mahlzeit nur Wasser zu trinken erlaubt war. Dann gab's Danziger, auch Wismarer Bier oder Thorner Landwein, der nach dem Zeugniß guter

Schmecker vortrefflich war, wol auch Rhein- und ungarischen Wein. Statt der Schenkbecher, die mit des Meisters Wappen geschmückt waren, und statt der zinnernen Flaschen, worin man den Wein hergebracht, folgten wohl auch Schenkgläser, worin man den Meth vorsetzte, und, gefüllt mit dem alten vaterländischen Getränke, stimmten sie die Freude höher." So schreibt v. Eichendorff in seinem Werke.

Und welch merkwürdige Wandelungen hat dieser Prachtremter im Laufe der Jahre erlebt. Zur Zeit der polnischen Wirthschaft wurden seine luftigen Hallen in ein Exercierhaus für die polnische Besatzung verwandelt, die steinernen Sitze ausgebrochen, mehre Fenster vermauert, und mußten die farbigen Fliese des Bodens einer soliden Sanddecke Platz machen. Ihr verdanken wir die gute Erhaltung der Pfeilerbasen. Inmitten der französischen Heereszüge wurde dieser Saal zu einer Reitbahn und zuletzt zu einem Militärlazareth benutzt, während in seinen unteren Räumen Feldschmiede arbeiteten. Sic tempora mutantur! Mit Unrecht führte dieser Remter noch in neuester Zeit den Namen „Refectorium". Diese Benennung kommt nur den Speisesälen in Klöstern zu. Die deutschen Ordensritter waren aber keine Mönche; selbst die Priesterbrüder gehörten keinem Mönchsorden an, sondern waren Weltgeistliche; und das Ritterschloß Marienburg war kein Kloster. In den Treßlerbüchern des Ordens wird dieser Saal der Pracht und Herrlichkeit stets der „Conventsremter" genannt.

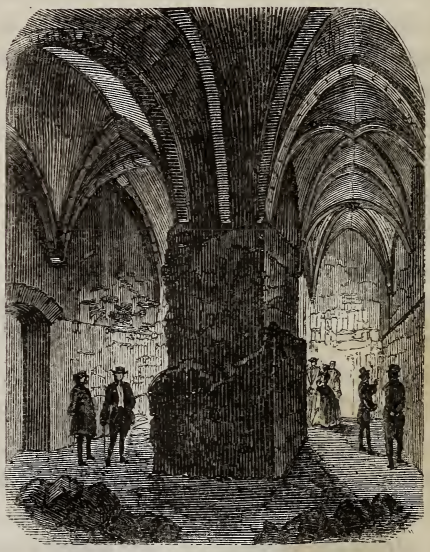
Wir nehmen unsern Ausgang aus diesem Remter durch eine breite Thüre, die zum Schloßhof führt. Von dem alten Eingange, wie er zur Zeit des Ordens gewesen, fand

sich bei der Restauration des Schlosses keine Spur mehr; doch war an der äußeren Mauer über dem Eingange noch erkennbar, daß dieser eine Vorhalle gehabt hatte. Der gegenwärtige Eingang ist neu gemalt und zwar aus Beiträgen der Stadt Marienburg, weshalb mitten im flachen Bogen, mit welchem der Eingang überwölbt ist, das Marienburger Stadtwappen aus Stuck angebracht ist. Auf jeder Seite des Einganges, der eine kleine Vorhalle bildet, befindet sich in einer mit Stuck verzierten Nische der Mauer eine steinerne Bank, und eine eichene Thüre von alterthümlicher Form verschließt den Eingang.

Neben dem Conventsremter liegt die Conventsküche. Es wurde dieselbe noch im J. 1772 bei Gelegenheit der Huldigung Friedrich des Großen ihrer Bestimmung gemäß benutzt, dann aber theilte auch sie das Schicksal der übrigen Schloßräume. Ein Theil der Küche und die anstoßende Küchenkammer wurden in Wohnstuben, der große Heerd in eine Schlachtkammer verwandelt, der hintere Theil der Küche aber zu einem Kuh- und Pferdestall eingerichtet. Die unteren, eben beschriebenen Kellerräume wurden in den Jahren 1807 und 1808 von den Franzosen als Werkstätten für ihre Feldschmiede benutzt. Im Jahre 1822 begann deren Wiederherstellung.

Unter sämmtlichen Gebäuden der alten, ehrwürdigen Burg aber, so weit solche noch erhalten sind, ziehen sich ungeheure Kellerräume hin, als ob hier ein mächtiger Gebirgsstock seine Wurzeln wie Gebirgsadern durch den Erdboden triebe. Wir heben aber aus all diesen dämonisch unterirdischen Hallen nur zwei hervor, die noch als ein hohes

Musterbild riesiger Baukunst angestaunt werden: das Kellergeschoß, welches unter der sogenannten Conventsküche des Ordenshauses zwei Geschosse tief sich hinabsenkt, und das Kellergeschoß, unter dem großen Conventsremter gelegen. Beide dienten zur Aufbewahrung der großen Masse von Vorräthen, die zur Unterhaltung des zahlreichen Conventes und der Dienerschaft dieses Ordenshauses erforderlich waren.



Der Keller unter der Conventsküche.

Der Keller unter der Conventsküche besteht aus einem großen, vierfachen Gewölbe, welches in der Mitte auf einer mächtigen, viereckigen Mauer aus Ziegelsteinen ruht, um welche man herumgehen kann, und die dem darüber liegenden

Küchenheerde und dem Schornsteine zum Grundpfeiler dient. Die Gewölbe sind einfach, im Spitzbogen, aber mit fußbreiten, schweren und für die Basis eines solchen Gebäudes entsprechenden Gurten aufgemauert. Rechts in der hintern Gewölbabtheilung fehlt der Schlußstein, und wir gewahren statt seiner eine große runde Oeffnung aus Stein gemacht, ähnlich einem Brunnenkranze, durch welche man die Vorräthe für die Ordensküche oben in die Höhe ziehen konnte. Das ganze Gewölbe gewährt, besonders bei Fackelbeleuchtung, einen großartigen Anblick. Dasselbe war früher durch eine Balkenlage in zwei Abtheilungen geschieden. An dieses kolossale Kellergewölbe stößt links ein anderes mit zwei Sterngewölben, von Osten nach Westen laufend, und gleichfalls durch zwei Stockwerke sich erhebend, mit achteckigen granitnen Schlußsteinen. Auf einem der mächtigen Wandseitenpfeiler ruht der nördliche der drei Pfeiler des darüber gelegenen großen Conventsremters.

Aber noch bewundernswerther ist das große prachtvolle Kellergewölbe, das unmittelbar unter dem großartig schönen Conventsremter selbst sich befindet, fast dessen Hälfte tragend. Es ist einzig in seiner Art und von überaus mächtiger Wirkung. Das einfache Gewölbe, im Spitzbogen entworfen, trifft in der Mitte des Kellerraums in einem ungeheuern Pfeiler zusammen, der, unten im Durchmesser schon 5 Fuß breit, als ein wahrer Koloß auf dem Boden feststeht. Von gebrannten Mauersteinen aufgeführt, liegt noch unter dem runden Gemäuer dieses Pfeilers ein großer, mühlsteinartiger Granitblock, welcher wieder auf einer dicken Scheidemauer der unteren Kellergewölbe seine feste Stelle hat. Aus den Seitenmauern

rechts und links ragt ein eben solcher Grundpfeiler halb hervor, auf starken Kragsteinen aus Stein ruhend, und die Diagonalgurte dieser Gewölbe schlagen auf eben solche Kragsteine in den Ecken über. Die Gewölbe sind sternartig, aber die Rippen fußbreit, und Alles spricht die Gediegenheit und Schwere aus, welche in den Grund der Erde gelegt werden mußten, auf daß sie vermöchten, über sich ein leicht schwebendes Gewölbe zu tragen, das mit Zierlichkeit kühn emporstrebt, während der starke Fuß straff und kraftvoll in die Erde gestemmt ist. Die Kragsteine des Gewölbes schweben aber nicht über dem Erdboden des Gewölbes, sondern sie stehen auch auf ihm fest auf. Nicht mit Unrecht kann man diesen Keller für das ergreifend Mächtigste und eindringlich Größte des ganzen Burgbaues erklären, da sich bei diesem Bau das Liebliche und Freundliche überall mitfindet, hier aber nur das Feste, Gediegene, Kolossale erscheint. Steht doch der

Zweiter Kellerraum unter dem Conventsremter.

übermächtige Mittelpfeiler in diesem Gewölbe wie ein gebändigter Erdgeist da, der, wenn auch ungern, doch sich beugen mußte, um mit seinem Atlasrücken das Ganze zu tragen. Der Keller mit seinen Gewölben hat 48 Fuß in der Breite und eine eben solche Länge. Nur gegen Westen zu sind Schießscharten, welche sowohl zur Beleuchtung, wie zur Vertheidigung dienten. Unter diesem Gewölbe zieht sich noch ein unteres Kellergeschoß fort, zunächst aus zwei Tonnengewölben bestehend, die durch eine dicke Zwischenmauer, auf welcher der mittlere Pfeiler oben steht, geschieden sind. Auf der nördlichen Seite aber grenzt daran ein 28 Fuß langes und 25 Fuß breites Mauerwerk, in welchem der Ofen zur Heizung des darüberliegenden Conventsremters sich befindet. Die Heizvorrichtung selbst ist ganz wieder so hergestellt worden, wie sie zur Ordenszeit gewesen. Der innere Raum des Ofens ist durch einen gemauerten Rost in zwei Abtheilungen geschieden. Die untere Abtheilung war für die Feuerung bestimmt; in der oberen aber lag eine große Menge großer und kleiner Feldsteine lose neben einander, welche durch die durch den Rost spielenden Flammen glühend gemacht wurden. In dem obern Gewölbe des Ofens sind 36 Oeffnungen von 5½ Zoll im Quadrat, aus denen Röhren durch den darüber befindlichen Fußboden des Remters gehen. Auf der Ausmündung dieser Röhren lagen Kalksteinplatten mit runden Löchern, die durch kupferne Deckel geschlossen wurden. Aus diesem obern Gewölbe führt ein breiter Rauchfang, der oben in einen Schornstein endet, den Rauch hinaus. Sobald das Feuer ausgebrannt war, wurden die Kohlen aus dem Ofen herausgenommen, damit nicht Kohlendunst in den Remter

dringe, und der in dem Schornstein befindliche Rauchstein, welcher in der Mitte eine Oeffnung hatte, mittels eines eisernen Deckels geschlossen. Um den Rauchstein zu öffnen und zu schließen, war in der westlichen Wand des Remters eine kaminartige Vorrichtung angebracht, die ebenfalls wiederhergestellt ist. Alsdann strömte die durch die glühenden Feldsteine erhitzte Luft durch die Heizröhren in den Saal, und je nachdem man einen höhern oder geringern Wärmegrad hervorbringen wollte, öffnete man mehr oder weniger die Heizlöcher derselben. Dieser Heizapparat unter dem Conventsremter, wie auch die anderen ganz ähnlichen Heizvorrichtungen im Hochmeisterschlosse, sind auf Kosten des königlichen Kriegsministeriums wiederhergestellt worden. In den Jahren 1823 und 1824 wurden mit sämmtlichen Heizvorrichtungen wiederholte Versuche gemacht und diese ergaben im Ganzen günstige Resultate

Und nun folge der liebe Gefährte mir noch nach zur Besichtigung der beiden Kellergeschosse des Mittelschlosses, und zwar wolle er gleich in das untere Geschoß zunächst hinabsteigen, um das Gebäude, dessen Pracht, wie wir bereits wissen, mit jedem Stocke wächst, von unten auf kennen zu lernen. In der That: die schönste Harmonie herrscht im ganzen Bau! Vier Hauptgänge liegen in dreifacher Wiederholung über einander. Dreimal wiederholen sich unter Meisters großem Remter die vier kleineren Gemächer und eben so oft finden wir unter Meisters kleinem Remter ein längliches Gemach auf drei Pfeilern ruhend.

Wir gelangen durch einen eigenen Eingang vom Schloßhofe aus (ihn bildet die dritte Thüre vorn) zunächst in einen

schräg herablaufenden Kellerhals, aus einem Tonnengewölbe gebildet. Eine bequeme steinerne Treppe von 14 breiten Stufen führt uns in den von O. nach W. sich erstreckenden Gang. Gleich vorn zur Rechten führt uns eine Treppe aus Holz in das untere Kellergeschoß hinab und wir treten in den vierten Hauptgang des Hauses, der den oberen Gängen ganz ähnlich ist, nur daß er nicht mehr dieselbe Länge und ein weit flacheres Gewölbe hat; dasselbe besteht nämlich nur aus einem flachen Bogenabschnitte (weit unter der Größe des Halbkreises). Es besteht hierin wieder eine Eigenthümlichkeit in der Bauart des Mittelschlosses. Das hohe Schloß zeigt Nichts von dieser Wölbungsweise, sondern zeigt uns in den oberen Räumen und Gemächern nur den Spitzbogen, in den Kellergeschossen dagegen den Rundbogen. An dem Brunnen vorbei, dem wir auch in diesem Gange rechts begegnen, treffen wir ganz am Ende links den Eingang zu den vier bedeutenden Kellerräumen, welche den vier über ihnen liegenden Gemächern des anderen Geschosses ganz ähnlich sind, nur daß ihre Gewölbe etwas flacher und niedriger erscheinen. Letztere ruhen auf starken, viereckigen Granitpfeilern, die aber roh, d. h. nicht geglättet sind. Wozu auch hätte ihre feinere Bearbeitung dienen sollen in Räumen, die nur zur Aufbewahrung der Vorräthe von Wein, Meth und Bier für den hochmeisterlichen Haushalt bestimmt waren? Deshalb sind denn auch in der Mauer keine Fenster, sondern bloße Kellerlöcher zu finden. — Kehren wir auf dem Hauptgange bis zur Treppe zurück, so stoßen wir hier seitwärts auf einen Nebengang, der uns zu einem anderen großen Kellerraume führt, dessen flaches und niedriges Gewölbe von

drei viereckigen, ebenfalls unbearbeiteten Granitpfeilern von starker Masse getragen wird. Der ganze gewaltige Bau des Schlosses, von seiner höchsten Zinne bis herab in diese Tiefe, ruht mit seiner ganzen ungeheuern Last auf diesen Steinpfeilern mit ihren Gewölben. Und doch stehen selbst diese Pfeiler noch nicht einmal auf festem Boden; nein, unter ihnen ist noch ein mächtiges Gewölbe geschlagen, durch welches zur Ordenszeit der sogenannte Mühlengraben, nachdem er zuvor die Stadt und den Burggraben mit Wasser versehen hat, zur Reinigung der Schloß-Danzk's (Abtritte) floß und darauf unten in der Vorburg beim Buttermilchsthurme in die Nogat ging. Der Gedanke an die Kühnheit, mit welcher der Baumeister hier Massen auf Massen häufte und die ungeheuersten Lasten auf ein Gewölbe stützte, ist in der That beängstigend.

Von diesen nach Norden und Westen gelegenen Kellerräumen durch eine Mauer getrennt liegen die des südöstlichen Vordergebäudes, dessen Bau, wie schon oben erwähnt, der frühere war. Zu ihnen findet der Eingang vom trockenen Graben aus statt. Eine Thüre in der äußeren Mauer dort führt in einen 86′ langen, von S. nach N. sich erstreckenden Kellerraum, der durch eine Zwischenmauer in zwei ungleiche Räume getheilt ist. Die Gewölbebogen dieses Kellerraumes stimmen mit denen des schönen Kellers unter dem Conventsremter überein; die Rippen sind im Rundbogen und haben Fußbreite; sonst aber sind die Gewölbe einfach. Aus dem vorderen Keller führt auf der Ostseite eine Treppe aufwärts in einen Gang, welcher mit der Treppe in Verbindung steht, die vom Schloßhof aus in die

Kellergeschosse unter dem Conventsremter hinabführt; durch eine Thüre in der westlichen Wand aber treten wir in einen kleinen Mauerraum, in welchem die Wendeltreppe beginnt, die durch die drei oberen Geschosse bis zum Remter-Gang hinaufgeht; der hintere Keller dagegen steht mit dem untersten Kellergeschoß des Conventsremters in Verbindung. All' diese Räume wurden zur Aufbewahrung der Vorräthe für die hochmeisterliche Küche benutzt; denn sie standen mit dieser durch die eben erwähnte Wendeltreppe in Verbindung und führten auch den Namen „Meisters Keller." Das ganze untere Kellergeschoß war in polnischer Zeit so vollständig mit Schutt und Koth verschüttet, daß erst viele Tausende von Fuhren Unrath herausgeschafft werden mußten, bevor diese Räume in ihren früheren Zustand zurückgebracht werden konnten.

Das obere Kellergeschoß hat unter dem Hauptgange der oberen Geschosse ebenfalls einen breiten, 80′ langen Gang mit vier Fenstern gegen N. und einem Fenster gegen W. und vor dem dritten Fenster den runden Brunnen. Das Gewölbe hat schon ziemlich flache Bögen und die Mauermassen sind von stärkerem Umfange als in den oberen Geschossen, da mit der Tiefe auch die ungeheure Last der darauf ruhenden Masse zunimmt. Die Fenster sind hoch und haben zum Theil noch die alten Kreuze von Kalkstein. — Links führt ein Durchgang zu vier Gemächern, ganz denen ähnlich, wie wir sie im oberen ersten Erdgeschosse gefunden haben und auch unter ihnen liegend. Auch sind die Gewölbe mehr flachbogig und ruht ein jedes auf einem achteckigen, unpolirten Granitpfeiler. Ihre Erwärmung geschah durch Kachelöfen und hatte in ihnen des Meisters Dienerschaft (das Hofgesinde) ihr

Logis. Darum stehen diese vier Gemächer auch nicht durch Thüren mit einander in Verbindung. — Gehen wir zurück in den Gang, an der Treppe vorüber und an einem Raume, der in alter Zeit den „Danzk" (Abtritt) enthielt, so gelangen wir in einen großen Raum, welcher unter dem Gebietigergemache liegt und dessen flaches Gewölbe, wie in jenem oberen, von drei starken Granitpfeilern getragen wird. In ihm befindet sich ein großer Ofen, durch den das Gebietigergemach und die zwei Nebenstuben geheizt wurden. Links von dem Seitengange steht ein zweiter Ofen, durch den die obere Briefkammer im Erdgeschosse und außerdem noch im oberen Geschosse der kleine Remter und Meisters Stube erwärmt wurden. — Jenseit der steinernen Treppe aber, die zum Schloßhofe hinaufführte, sind zu beiden Seiten des Ganges zwei niedrige Tonnengewölbe, die zur Stütze der oberen Gemächer und der Räume gegen Osten hin dienen, um dem Gegendrucke der Erde zu widerstehen. In diesen Gewölben wurden zur Ordenszeit Theer, Pech und Pechkränze aufbewahrt, zur Vertheidigung des Schlosses im Falle einer Belagerung.

Und somit wäre unser Rundgang durch das Schloß beendet.

Drittes Kapitel.

Die Vorburg.

„Die Vorburg*) umgab das mittlere und das hohe Schloß auf der West-, Nord- und Ostseite und diente zugleich zur Vertheidigung des Schlosses auf diesen drei Seiten, während die unmittelbar vor der Südseite des hohen Schlosses liegende Stadt mit ihren Befestigungswerken von dieser Seite her gegen feindlichen Angriff schützte. Ursprünglich nahm die Vorburg den Raum des mittleren Schlosses ein und wurde erst, nachdem auf dieser Stelle das Hochmeisterschloß gebaut wurde, weiter nach Norden verlegt. Im fünfzehnten Jahrhundert, nach der Belagerung der Marienburg durch die Polen, erhielt sie durch den Hochmeister Heinrich von Plauen eine weitere Ausdehnung nach Norden und wurde auch durch neue Vertheidigungswerke auf der Ost- und auf der Westseite stärker befestigt. Der Haupttheil der Vorburg lag vor der Nordseite des mittleren Schlosses und hatte eine Ausdehnung von 882 Fuß von Süden nach Nor-

*) Ich führe die Lage der Vorburg an nach Witt's anschaulicher Darstellung in seinem Werke über „die Wiederherstellung der Marienburg."

den und 588 von Osten nach Westen. Auf der Ost- und der Westseite des mittleren und des hohen Schlosses erstreckte sich die Vorburg bis zu den Vertheidigungswerken der Stadt hin, auf der Ostseite in einer Länge von 792 Fuß und in einer Breite von 120 Fuß, und auf der Westseite in einer Länge von 924 Fuß und in einer Breite von 144 Fuß. Rings um die Vorburg zog sich eine äußere Vertheidigungsmauer, die mit einem hölzernen Gange für die Vertheidiger und mit einer Brustwehrmauer versehen war und in der auf jeder Seite mehrere stark befestigte Thürme standen. Der westliche Theil dieser Ringmauer gegen die Nogat war noch an mehreren Stellen durch Pfahlwerke unmittelbar an dem Stromufer, welche man „Haupt" nannte, geschützt. Auf der Westseite trennte der Mühlengraben die Vorburg von dem hohen und dem mittleren Schlosse, auf den beiden anderen Seiten der s. g. Hausgraben. Der Mühlengraben floß vom Lorenzthore (der nordwestlichen Ecke des mittleren Schlosses gegenüber) weiter durch den westlichen Theil der Vorburg in nördlicher Richtung und mündete in der Nordwestecke derselben bei dem Buttermilchsthurme in die Nogat. Auf der Nord- und Ostseite war die Vorburg von dem Burggraben umgeben, der sich von den Vertheidigungswerken der Stadt bis zum schiebelichten Thurme hinzog. Jenseit dieses Grabens wurde nach der Belagerung durch die Polen im Jahre 1410 noch ein großes festes Außenwerk (Bollwerk genannt) angelegt, das mit halbrunden Thürmen (Basteien) zur Vertheidigung mit Geschützen versehen war und sich längs der Ostseite des mittleren Schlosses um die Vorburg herum bis zum schiebelichten Thurme erstreckte. Dieses Außenwerk wurde

im Jahre 1417 noch mit einem breiten Graben, „Meisters Karpfenteich", umgeben, der durch eine Schleuse jenseit des schiebelichten Thurmes mit der Nogat in Verbindung stand."

Unter den Thürmen, die längs der Ringmauer der Vorburg standen, ist besonders derjenige zu erwähnen, den der Mund des Volkes den „Buttermilchsthurm" nennt, während der erstere Namen nach seiner runden Gestalt von „Scheibe", „scheibenartig", „scheiblicht", „schiebelicht", abzuleiten ist. Er ward von Meister Heinrich von Plauen 1412 zum Schutze der äußersten Nordecke der Vorburg als Wartthurm neben der Nogat aufgebaut, ruht unten auf Granitlagen, während das übrige Mauerwerk gegen 90 Fuß hoch und 30 Fuß im Durchmesser, von denen 10 auf die Mauerdicke kommen, aus schön gebrannten Ziegeln mosaikartig aufgeführt und vom schönsten und zierlichsten Glanze ist. Er trotzt also noch immer den wild an ihm vorbeistürzenden Fluthen des Nogatstromes und den anbrandenden Eisschollen beim Eisgange und widerstand, lange ohne Dach, dem Einflusse der Witterung. Oben bekränzten ihn Zinnen, und der Eingang ging durch eine kleine Thür von der 20 Fuß hohen Mauer der Vorburg aus. Ward der obere Theil zur Warte und zur Aufstellung von Schützen und Wurfwerkzeugen benutzt, so mag der untere Theil wol zu einem Gefängniß gedient haben; ein Burgverließ aber, im Sinne der deutschen Raubburgen, diese Barbarei jener Zeit, war dem deutschen Orden fremd. Im Innern bestand dieser Thurm früher aus mehreren Stockwerken, durch Balkenlagen abgetheilt, und hatte ursprünglich ein spitzes Dach, mit Dachziegeln (Mönchen und Nonnen) gedeckt, wie noch alte Zeichnungen zeigen. Die

Entstehung dieses Thurmes wird verschieden angegeben. Die Bauern von dem eine Meile von der Marienburg abgelegenen Werderdorfe Gr. Lichtenau, so erzählt ein alter Chronist,

Der Buttermilchsthurm.

waren zur Zeit des Ordens besonders übermüthig geworden in Folge ihres Reichthums; bald fingen sie einen Bettelmönch in einem Hopfensacke auf und hingen ihn in den Rauchfang, damit er lerne Eier legen; bald ließen sie einen Ordenspriester rufen, um einer kranken Sau, die sie ins Bett gelegt, die letzte Oelung zu geben; bald trieben sie mit

Heiligthümern ihr bäuerisches Gespött. Da soll denn der Hochmeister das übermüthige Volk aus Lichtenau einmal verurtheilt haben, den Weg von da bis Marienburg mit Kreuzgroschen zu belegen und die Summe dem Ordensschatze zu überlassen; ein andermal soll er ihnen als Strafe bestimmt haben, einen Thurm am Nogatufer zu erbauen und ihn mit Butter um und um zu begießen oder so viel Buttermilch herbeizuschaffen, als zur Zubereitung des Kalkes für den Thurm nöthig sei(?). Andere Chronisten erzählen, die im Thurme zur Strafe eingesperrten Bauern hätten ein großes Faß voll Buttermilch austrinken müssen. Das ganze Märchen läuft ohne Zweifel auf nichts Anderes hinaus, als den weit später entstandenen Namen eines Thurmes am Nogatufer, der Buttermilchsthurm genannt, zu erklären. Es beruht durchaus auf keinem historischen Grunde. Im Gegentheil ist aus alten Baurechnungen erwiesen, daß dieser Thurm zur Zeit Konrad's von Jungingen noch gar nicht existirte, sondern, wie gesagt, erst im Jahre 1412 erbaut wurde. Die Benennung „Buttermilchsthurm" ist später und wahrscheinlich im Jahre 1596 unter dem polnischen Starosten Stanislaus Koska entstanden. Jener Starost hatte vier Abgeordnete der Lichtenauer, die bei ihrer Butter- und Milchlieferung sich unsauber und bäuerisch betragen, in diesen Thurm einsperren lassen, woher der Spottname. Gegenwärtig kam gerade neben diesem altehrwürdigen Thurme die Eisenbahnbrücke über die Nogat zu stehen. Was mag der alte Gesell aus ferner Ritterzeit doch für absonderliche Gedanken hegen, wenn er herunterblickend das Gewühl moderner Zeiten sieht und diese mit seiner Wiegenzeit vergleicht!

Von hier aus gelangte man über den Damm zwischen Nogat und Burggraben an das nördlichste Befestigungswerk der Vorburg, das aus einem viereckigen und aus einem runden Thurme bestand, zwischen welchen ein Thor den Durchgang schloß. Hier befand sich ein gemauerter unterirdischer Gang mit einer Schleuse zum Ablassen des „Meisters Karpfenteich" in die Nogat.

Die Ruine des Brückenthors.

Ein besonders stark befestigtes Vertheidigungswerk war das Brückenthor an der Nogat, dem hohen Schlosse gegenüber.

Es bestand aus zwei Thoren neben einander, von denen jedoch das eine nur eine Pforte für Fußgänger hatte, und war durch zwei runde Thürme und ein kleines, gleichfalls rundes Thürmchen über dem Spitzbogen der beiden Eingänge gedeckt. Von diesem Thore führte eine Pfahlbrücke, die der Hochmeister Dietrich von Altenburg 1340 erbaut hatte, über die Nogat, und am jenseitigen Stromufer war zum Schutze der Brücke eine stark befestigte Schanze mit zwei runden Thürmen, Mauerwerk und Graben. Das frühere Brückenthor, auch Wasserthor und später „schwedisches" Thor genannt, ist in seinen Ruinen noch wohl zu erkennen, aber selbst aus diesen kann man trotz der vielfach verunstaltenden An- und Einbauten erkennen, daß es nicht nur an Festigkeit, sondern auch an Schönheit zu den großartigsten Bauwerken der Vorburg gehörte.

Die Ostseite der Vorburg war durch den großen Schnitzthurm besonders geschützt, neben welchem noch ein kleinerer Thurm stand, zwischen welchen das Schnitzthor zu einer Zugbrücke über dem Burggraben führte. Der größere Thurm enthielt zwei stattliche Gemächer übereinander, die ein Ofen im Kellergeschoß heizte. Dieser Thurm steht noch da in seiner ursprünglichen Gestalt, wenngleich stark beschädigt. Doch haben sich im Erdgeschosse die zwei spitzbogigen Fenster und das schöne Sterngewölbe erhalten. Auch die schöngegliederten Fenstereinfassungen im oberen Geschoß sind in der äußeren Mauer noch zu sehen und im Kellerraume bemerkt man die Spuren eines colossalen Ofens. Der ganze Thurm wird gegenwärtig zu fortificatorischen Zwecken wiederhergestellt. Unweit davon erhob sich der viereckige Thurm

am alten Schnitzhause, von dem eine hölzerne Brücke zu dem neuen Thurm hinführte, der durch einen trockenen Graben mit einer Zugbrücke vom sog. Bastei-Vorthor getrennt war.

Auf der Südseite endlich war das Hochschloß nach der Stadt zu durch einen doppelten Graben und eine dazwischenstehende Grabenmauer mit drei mächtigen Thürmen hinreichend geschützt, von denen der erste sechseckig, die anderen im Quadrat erbaut waren. Der mittlere, in der Mitte dieses Grabens stehend, war der umfangreichste und höchste und führte den Namen des großen Dietrich-Thurms; er lag zwischen Schloß und Stadt der Marktstraße gegenüber und konnte von ihm aus die Stadt, wenn sie etwa vom Feinde erobert war, in ihrem wichtigsten Theile, nämlich in der ganzen Länge des Marktes, bestrichen werden, war mithin ein Hauptaußenwerk des Schlosses gegen die Stadt. Eine schmale Brücke, die leicht abgeworfen werden konnte, führte an diesem Thurme über den Graben nach der Stadt und zwar zunächst auf den Kirchhof der Johanniskirche; sie war noch zur polnischen Zeit unter dem Namen der „Laufbrücke" vorhanden. Der dritte Thurm, der Sperlingsthurm, lag an der oberen Ecke des Schloßgrabens. Durch ihn mußte Jeder, der von der Burg hier nach der Stadt wollte. Dann trat man durch ein Thor, das Schuhthor, das durch einen runden Nebenthurm noch gedeckt war. — Der stärkste von all' diesen Thürmen war aber der große viereckige Thurm oder der Danzkerthurm, der, westlich vom Hochschlosse gelegen, mit der Westecke desselben durch eine breite, hohe Mauer verbunden war und ein Danzk enthielt. Er steht noch in seinem ganzen Umfange und in einer Höhe von nur noch 30′ als Ruine

da. Der obere Theil, der einige Wohngemächer, Vertheidigungsgänge und Zinnen enthielt, wurde im J. 1774 abgebrochen, als er von einem anwohnenden Bürger zu einem Speicher umgewandelt wurde. Von ihm aus konnte man die Straße hinter der Pfarrkirche, die Schuhgasse, und einen großen Theil der Vorburg längs der Nogat bestreichen, und unter ihm floß das Wasser des Mühlengrabens weiter zur Nogat ab. Dieser Theil der Vorburg bis zum Brückenthor war durch Mauern und Graben abgeschlossen und von der nördlichen großen Vorburg noch durch einen trockenen Graben getrennt, über welchen eine Zugbrücke mit einem befestigten Thore führte, und in ihm befand sich die St. Niklas-Kapelle, das Schuhhaus, das Sattelhaus und ein Speicher.

Die weitere Vorburg enthielt die Wohnungen der Knechte und des Gesindes, Ställe und Vorrathshäuser für Lebensmittel und Kriegsmateriale, auch zwei Kirchen, eben jene St. Niklas- und die St. Lorenzkapelle für die Bewohner der Vorburg. Mehre dieser Gebäude waren an die äußere Ringmauer angebaut und mit Vertheidigungsgängen versehen. Vor der Lorenzkapelle führte eine Zugbrücke über den Mühlengraben, gedeckt durch den Lorenz- und Harnischthurm, das Lorenzthor bildend, und es lagen auf dem jenseitigen Ufer des Mühlengrabens die Baderei (das Badehaus), daneben die Wohnung des Pfeilschäfters, links davon lag das Trenk- oder Niederthor, und rechts ein Wehrthurm. Von hier bis zum schiebelichten Thurm standen folgende Gebäude: die Scheune und das Kornhaus (oder der lange Speicher), beide auf der äußersten Mauer an der Nogat gelegen; sie reichten

von der Lorenzbrücke bis an den Ausfluß des Mühlengrabens, und es war das Kornhaus ein besonders stattlicher Bau, 500′ lang und 50′ breit und 4 Geschosse hoch, wovon das unterste Stallungen für 400 Pferde enthielt; oben am Dache hatte es Zinnen und doppelte Umgänge zur Vertheidigung. Erst im J. 1754 wurde es abgebrochen und sein Ziegelwerk verkauft. Sie standen unter der Aufsicht des Kornmeisters, der vorn an der Scheune seine Wohnung hatte. Vor dem Mühlengraben aber zogen sich die Viehställe aller Art mit einem Vieh- und Fischhof und der Wohnung des Viehmeisters hin. Zwischen dem Mühlengraben und dem äußeren Burggraben lag der größere Theil der nördlichen Vorburg. Unmittelbar vor dem Lorenzthurm stand das Schützenhaus, dann folgte die Lorenzkirche, in welcher der Gottesdienst für die Knechte des Ordens gehalten wurde; sie ist noch erhalten und wird zum Gottesdienste für Gefangene benutzt werden. Vor ihr lag der Kirchhof und neben ihr das Krankenhaus der Knechte (Firmarie). Dann folgte der Bottichhof, daneben die Wohnung des Kellermeisters, und weiter fort das Malz-, Brau- und Backhaus, das Appelhaus für Obstvorräthe und das Komposthaus zur Aufbewahrung von sauerm Kumst (d. h. gesäuerter Weißkohl), ganz am Ende das Schlachthaus (Kottelhof; einen großen Theil dieses Raumes nimmt jetzt das Gerichtsgebäude ein).

In der Mitte dieser Vorburg lag ein kleiner Teich; hinter ihm nach Westen zu die Apotheke und der Tempel mit Vorräthen von Fleisch, Häringen, Salz, Käse, Butter, Schmalz, Talg, Erbsen, Grütze, oder auch von Küchengeräthe. Mit ihm war eine Küche verbunden zur Speiseanstalt

für das Gesinde der Vorburg, die ebenfalls im Tempel sich befand. Alles stand unter der Aufsicht des Tempelmeisters, dessen Wohnung so geräumig und stattlich war daß sie bei Kapitel-Einberufungen noch 3 Comthure aufnehmen konnte. Daneben erhoben sich Speicher.

Links vom Teiche lag der Holz- und Steinhof mit der Wohnung des Steinmeisters, rechts Meisters Marställe mit einer Pumpe, daneben des Pferdearztes Wohnung und der Briefstall, in welchem die Postpferde (Briefschweiken) des Schlosses standen. Vorn am Schloßgraben befand sich der geräumige Karwanshof mit mehren Gebäuden. Eines von diesen ist noch vorhanden, dessen Hinterwand, mit Schießscharten versehen, zugleich hier die Ringmauer der Vorburg bildet und jetzt als Salzspeicher benutzt wird. Im Karwan wurden das grobe Geschütz und Büchsen aller Art, aber auch Wagen und landwirthschaftliche Geräthe aufbewahrt. Ein großer Bestand von Arbeitspferden und eine bedeutende Anzahl von Knechten gehörte dem Karwan an, und das Ganze stand unter dem Karwansherrn. Bei Einberufung eines Kapitels wohnten in ihm auch die Comthure von Schwetz, Tuchel und Conitz. Daran grenzte rechts die Schmiede des Grob-, Klein- und Nagelschmieds und daneben das Gießhaus, worin metallene Büchsen gegossen wurden. Davor lag eine Kohlenscheune und die Wohnung des Schmiedemeisters und des Büchsengießers, und längs dem Graben vorn zog sich die Trapperie hin, welche die Vorräthe von Kleidungsstücken aller Art, von Pelzen, Tuch, Leinwand, Seidenzeug für Meisters Sommeranzug, Tischtücher und Bettlaken enthielt und von dem Trappier des Hauses, der

nebenbei wohnte, verwaltet wurde. Dann kam man in den großen Zimmerhof, und hier endete die Vorburg mit den Ställen des Treßlers und Großcomthurs. Vor dem Karwanshofe aber nach dem Schnitzthor zu lag das Schnitzhaus, welches die Vorräthe von Armbrüsten und die Wohnung des Schnitzmeisters enthielt, die so groß war, daß während eines großen Kapitels auch der Hauscomthur von Elbing darin Aufnahme fand.

So sah es zu Anfang des 15. Jahrhunderts in der Vorburg aus. Doch schon während der polnischen Herrschaft wurden die Vertheidigungswerke hier größtentheils zerstört. Zuerst bauten sich zunftlose Ansiedler gegen gute Bezahlung zwischen dem Schlosse und der Nogat an auf den geschleiften Festungswerken (in der heutigen Straße „das Vorschloß"). Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aber war das ganze Schloß von Buden und kleinen Häusern und Ställen vollständig umgeben, die namentlich auf der Nogatseite dem Schlosse so nahe standen, daß sie dasselbe bis weit über die Fenster des Erdgeschosses hinauf verdeckten und daß der Unrath aus Haus und Stall geradezu durch die Kellerlöcher in die Kellerräume des Schlosses hinein geleitet wurde. Wind und Wetter vollendeten die Zerstörung der alten Bauwerke. Im mittleren Theile der Vorburg, da wo der Steinhof lag, wurden die alten Gebäude zuerst niedergerissen und 1780 auch der Teich verschüttet und durch Prediger Häbler 1823 in einen schattigen „Schloßhain" umgewandelt. Behufs des Eisenbahnbrückenbaues wurden die Bäume aber wieder umgehauen und der Platz in einen Abladeplatz für die Feldsteine zum Bau benutzt. Ebenso wurden sämmtliche

Rudera von Gebäuden, Mauern und Thürmen auf dem nördlich gelegenen Theile der Vorburg aufgeräumt und zum eigentlichen Bau der Eisenbahnbrücke bestimmt. Auch sehen wir vor unsern Augen da, wo der nördlichste Theil der Vorburg stand, von Neuem ein stattliches Vertheidigungswerk sich erheben. Die alten Mauern, kerngesund, — denn unsre Väter verstanden zu bauen! — nur von außen ein Wenig angenagt, da keine pflegende Hand gegen die eisernen Zähne der Jahrhunderte sie geschützt hatte, legen das blanke Kriegskleid wieder an: denn zur Befestigung der Nogat-Eisenbahnbrücke ragen neue Basteien, Thürme und Caponniere als Brückenkopf empor, und selbst von der Höhe des alten Buttermilchsthurms werden bald die blitzenden Geschütze kampfbereit in das Land hinausschauen. So ändern sich die Zeiten!

Viertes Kapitel.

Die nächsten Umgebungen der Burg.

Zum Hause Marienburg gehörte unmittelbar die ganze Umgegend nach der Nordseite zu, jetzt zur „Vorstadt" gehörig, bis nach dem heutigen Dorfe „Sandhof" hin, wie nach Süden zu, längs dem Mühlengraben bis zur Landmühle hin, und auf der anderen Seite der Nogat das noch heute so genannte Kalthof (Caldowe) und Vogelsang. Hier befanden sich Anlagen der mannigfachsten Art, sowohl für das Bedürfniß des Hauses, als für das Vergnügen und zur Erholung des Meisters und der Ritter.

Da wo jetzt die Chaussee und Eisenbahn nach Elbing führen, also auf der Ostseite der Burg, umgürteten schattige Gärten dieselbe in einem weiten Halbkreise (bis zum heutigen Sandhof hin). Da lag zunächst dem Schlosse der „wällsche Garten", am Walle vor dem mittleren und hohen Schlosse, und noch jetzt heißt diese Gegend der Stadt der wälsche Garten. Künstliche Gänge schlängelten sich zwischen Weinlaub und exotischen Gewächsen hin, aus deren dunklem Grün goldne Südfrüchte und seltsame Prachtblumen glühten und die Luft mit ihrem würzigen Aroma erfüllten. Und

an den fernen Orient, die Wiege des Ordens, mahnend, hörte man fremden Vogelgesang aus weiter Ferne herüberschallen und das dumpfe Brüllen eines Löwen dazwischen. Das war der hochmeisterliche Thiergarten am südöstlichsten Ende dieses Blumenteppichs. Den Löwen hatte Meister Ulrich v. Jungingen 1408 zum Geschenk erhalten. Ein Zwinger barg Affen und Bären und Auerochsen, während rinasum Hirsche und Rehe in der kühlen Waldeseinsamkeit grasten. Oft auch sprach der Meister in dem angrenzenden „Fürmariegarten" ein, wo die siechen Brüder in einem eigenen Sommer-Krankenhause einen gesunden und vergnügsamen Aufenthalt hatten, oder er besuchte auch seinen Baumgarten, näher der Stadt zu. Pfropfreiser wurden von Thorn in diesen Garten gebracht und von hier die Baumzucht weiter im Lande verbreitet. Noch weiterhin lag seine Falkenschule, die damals für die vortrefflichste in Europa galt, so daß preußische Falken überall gewünscht und vom Hochmeister an Könige und Fürsten von Deutschland, England, Ungarn und Italien, namentlich an Kaiser Maximilian, der das Federspiel besonders liebte, versendet wurden. — Am meisten aber weilte er in „Meisters Garten", der ungefähr bis zum Ende der gegenwärtigen Langgasse sich erstreckte. Ein freundliches Thor öffnete ihn dem Eintretenden und daneben stand ein Almosenhaus. Dort erhob sich mitten aus dem Laubschmuck sein „Sommerhaus", welches nicht nur bequeme Wohngemächer, sondern auch einen Remter nebst Schenkbank zur Bewirthung fremder Gäste enthielt. Hier pflegte er wol für den ganzen Sommer seinen Wohnsitz aufzuschlagen und in einem kurzen schwarzen, mit einem weißen Kreuze geschmück-

ten Rocke und mit einem in Danzig gefertigten Strohhute die schattigen Gänge zu durchwandern oder im angrenzenden Baumgarten der grünenden Zucht zu warten. Nahebei lag der „Kunstgarten" d. h. Gemüsegarten*). „Ueber alle Wipfel aber leuchtete immerfort das mächtige Standbild der heiligen Jungfrau von der hohen Schloßkirche in das stille Grün hinüber, das Christkind und den Liliencepter zu steter Mahnung emporhaltend, auf daß der Orden der großen Pflanzung draußen eingedenk bleibe, die Gott ihm anvertraute," schließt v. Eichendorff, der Dichter.

Dann gab es noch jenseit der Nogat, zwischen Kalthof und Vogelsang, einen fünf Morgen großen Garten, dem Hause gehörig, den der Hochmeister zur Pacht vergab. Sämmtliche Gärten standen unter der Aufsicht eines Gartenmeisters.

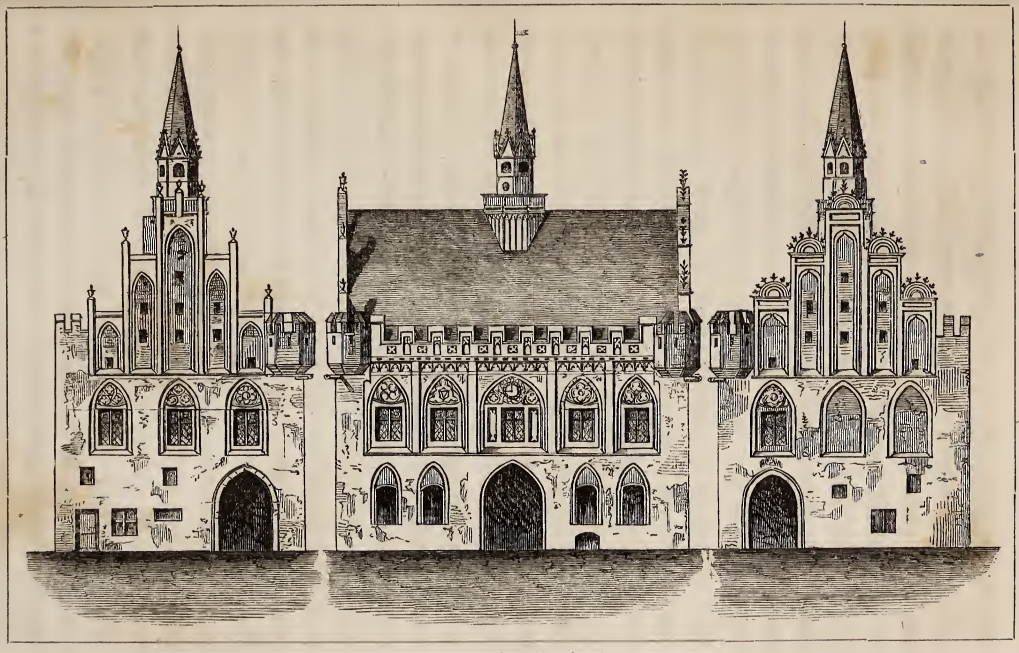
Breit war das Vorland damals zwischen Nogat und Schloßmauer und wurde zur Aufstapelung des Holzes benutzt und zu gleichem Zweck auch an die Stadt verpachtet. Eine Ziegelscheune nebst Oefen stand in der Gegend der jetzigen Lehmkaule (am Kunstgarten). Längs dem Mühlengraben (ebenfalls ein Werk des Ordens), der Stadt und Schloß mit Wasser versorgte, zog sich eine ganze Reihe von Mühlen hin, 4 Mahlmühlen, eine Walk- und eine Lohmühle, und standen alle unter der Aufsicht eines Mühlenmeisters. An letzterer lag die Gerberei oder das Gerbehaus. Des Ordens Karpfenteiche lagen auch am Mühlengraben und erstreckten sich von der jetzigen Langgasse ab bis gegen die Mittelmühle

*) Die daselbst zur polnischen Zeit mit Häusern bebaute Gegend führt noch jetzt den Namen: „Kunstgarten."

hin; sie konnten abgelassen werden. Diese Gegend, jetzt in Gärten oder Wiese verwandelt, heißt noch der Karpfenteich. Außerdem hatte der Hochmeister noch seinen eigenen Teich hinter dem schiebelichten Thurme.

Die Stadt, die vom Schlosse nach Süden zu liegt, wurde bekanntlich im J. 1410 bei der Belagerung der Marienburg durch die Polen und Lithauer von den Bürgern selbst auf Plauens Rath abgebrannt, wurde aber gewiß möglichst nach altem Plane wieder aufgeführt. Ueberaus freundlich und originell nimmt sich die breite Marktstraße aus, die mit dem alten Marienthore endet. Ihre Häuser sind mit „Lauben" versehen, d. h. mit 12′ breiten Vorsprüngen, die auf Pfeilern ruhen und bedeckte Gänge bilden, unter denen die Bürger unter traulichem Geplauder selbst bei Regenwetter auf- und abspazieren. An heiteren Sommertagen aber weilen sie doch lieber noch unter dem Baumschatten des „Schrobrett's", wie sie den mit einem Geländer und Bäumen umgebenen Beischlag nennen, der vor jedem Hause zu sein pflegt. Da trinkt sich gar behaglich Nachmittags der Kaffee und Abends der Thee; und da sieht es besonders am Sonntage freundlich aus, wenn der aus Granitfließen bestehende Boden mit Sand und Wachholder- und Kalmuszweigen, ja selbst mit Blumen bestreut ist und das altehrwürdige Rathhaus mit seinen dicken Mauern und dem Glockenthurm als Zeuge einer thatenreichen Vergangenheit in das heitre Straßenleben der Gegenwart ernst herabschaut. Eben dies Rathhaus hat sich in jenem Stadtbrande von 1410 mit der alten Pfarrkirche drüben allein noch erhalten und bedarf einer näheren Beschreibung.

Im alterthümlichen Geschmack erbaut, ist es noch ganz ein wohlerhaltenes Denkmal jener Ordenszeit und wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Hochschlosse erbaut (1276). Es ist 65′ lang, 46′ tief und bis an die Zinnen 37′ hoch, überhaupt 45′ im Mauerwerke hoch; es liegt am Markte und zwar seitwärts in der Mitte der Häuserreihe, jedoch auf jeder Seite durch eine schmale Straße abgesondert. Die 6′ dicken Mauern trotzten der Zeit und den durch mannigfache In- und Anbauten versuchten Zerstörungen. Alles, nicht allein in den geräumigen Kellern und im Erdgeschosse, sondern auch im oberen Geschosse, ist überwölbt in hohen, spitzbogigen Gewölben; nur ein Kellerraum und 2 schmale Kammern im Erdgeschoß haben ein Tonnengewölbe. Die Vorderseite nach dem Markte bildet im Erdgeschosse eine im hohen Spitzbogen überwölbte Halle oder Vorlaube, in die man nicht allein seitwärts, sondern auch in der Mitte vom Markte aus unter einem hohen und breiten Spitzbogen eintreten kann. Diese 15′ hohe und 11′ breite Vorlaube wird durch vier in den äußeren spitzbogigen Mauervertiefungen angebrachte Fensteröffnungen erhellt, die dem Aeußeren eine ganz eigenthümliche Ansicht geben, vorzüglich da auch das obere Geschoß nicht eine glatte Mauer darstellt, sondern fünf spitzbogige Mauervertiefungen zeigt, in denen die breiten Fenster, mit geradem Sturz wie im Schlosse, stehen. Die Fensterpfosten sind von Stuckmasse, ebenso die darüber befindlichen Verzierungen der Fensterblenden. Die gezinnte Mauer vor dem Dache, noch durch mannigfache Stuckverzierungen verschönert, endet auf jeder Seite in einen auf eingemauertem Kalksteine sich ausladenden Eckerker im hal-



Das Rathhaus in Marienburg.

ben Achteck, durch den die steinerne Abgußrinne geht. Die beiden Seitengiebel des Gebäudes sind ganz verschieden. Der südliche enthält mehrere halbrunde Blenden, welche mit schön gegliederten Ziegeln eingefaßt sind. Auf den Blenden und an der Giebelspitze befinden sich Blumen und zierliche Ornamente von gebranntem Thon. Der nördliche Giebel enthält spitzbogige Blenden, gleichfalls mit Thonornamenten verziert. Dem äußeren hohen Spitzbogen, der vom Markte in die Vorlaube führt, gegenüber bildet ein spitzbogiges Gewölbe den Eingang in das Haus. Von jeder Seite sind zwei Gemächer, das größere mit einem Kreuzgewölbe und das schmalere mit einem Tonnengewölbe überwölbt, jedes mit einem Kamin versehen, deren Schornsteine in der dicken Mauer liegen, wie denn überhaupt alle Schornsteine, auch des oberen Geschosses, nur in den Mauern in die Höhe steigen. — Aus dem offenen Durchgange führte eine gemauerte Wendeltreppe in das obere Geschoß. Diese Treppe, dem damaligen Geschmacke gemäß mit einer kleinen, engen Thüre versehen, ist zwar noch vorhanden, wird aber nicht mehr benutzt. Zugleich führt sie in der Verlängerung auf das Gewölbe unter das Dach und entgegengesetzt in die Kellerräume, ganz wie im Mittelschlosse; letztere hatten aber noch einen mit einem Kellerhalse versehenen Treppeneingang vom Markte aus. Die obere Gelegenheit, die das eigentliche Rathhaus bildet, bestand aus einem kleinen Vorhause, in welches die Wendeltreppe mündet. Aus ihm führte eine Thüre im Spitzbogen in ein Vorgemach mit zwei Fenstern in der Rückseite des Gebäudes, woran eine Stube grenzte, deren Fenster in die Nebenstraße gingen. Aber dieser hintere

Theil des Hauses erlitt zur Polenzeit, als Landtage auf dem Rathhause gehalten wurden und die Gelegenheit dazu zu beengt war, einen Umbau und einen langen Anbau nach hinten zu, wie er noch heute existirt. Nur die vordere Gelegenheit ist noch aus alter Ordenszeit erhalten. Wir gewahren eine Stube mit einem Fenster in der Mitte des Gebäudes nach dem Markte hin, die von jeder Seite ein großes, remterartiges Gemach mit zwei Fenstern nach dem Markte und zwei in die Nebenstraßen hat. In dem südlichen Gemache wird das zierliche Spitzbogengewölbe von einem achteckigen Granitpfeiler getragen, der durch seinen eigenthümlichen, steinernen, mit vier Halbkugeln verzierten Untersatz merkwürdig ist. Auch sind die oberen Fenstertheile in beiden Gemächern mit Glasmalerei versehen. Der eine Remter dient zum Magistratszimmer, der andere zur Kämmereistube. Das Thürmchen auf dem Dache des Rathhauses, welches mit einer Galerie geschmückt ist, zwar leicht gebaut, hat, wenn es gleich in späterer Zeit wiederhergestellt worden sein mag, dennoch seine ehemalige alterthümliche Form. Auch die Rathhausuhr ist alt, was nicht allein das abgenutzte Uhrwerk, sondern auch die Uhrscheibe beweist, deren Zahlen, ebenso wie an der Uhr vom Marienthurme, noch mit altdeutschen Buchstaben bezeichnet sind. Besonders merkwürdig ist noch ein kleines Kellergewölbe über einer Kellerstube, die vor dem Rathhause gegen den Markt hin vorspringt und eine kleine Erhöhung über der Straßenfläche bildet; es ist ein überaus ansprechendes, durch eine ganz eigenthümliche Zusammenfügung der Ziegel geformtes Sterngewölbe. Dieses Stübchen war in alter Zeit zweifelsohne die Weinschenkstube des Rathskellers, wie in

andern deutschen Städten gewöhnlich, und es sind noch in demselben die Spuren eines Kamins zu finden.

In dem oberen Remtersaale hielt der wackere Bürgermeister Bartholomäus Blume die Berathungen mit seinen Bürgern für die Sache des Ordens im Kriege mit Casimir von Polen und besiegelte die Treue dem Orden durch seinen Tod am 8. Aug. 1460. Ihm gebührte mit Fug ein ehernes Monument von Seiten der Stadt.

Fünftes Kapitel.

Die Nogat-Eisenbahnbrücke.

Unmittelbar neben dem sagenreichen Buttermilchsthurme, am Ende der alten Vorburg, erhebt sich die Nogat-Eisenbahnbrücke, als Kind der Neuzeit der altehrwürdigen Marienburg zum lebendigsten Gegensatze dienend. Wohl lohnt der Gang dahin: denn wir sehen, wie alte und neue Zeit sich traulich hier die Hand bieten, und staunen gleichzeitig eines der wichtigsten und großartigsten Bauwerke der Neuzeit an. Die sumpfige Niederung des Werdermarschlandes und ein oft ins Ungeheure anschwellender Strom, zumal zur Zeit des Eisganges, boten Schwierigkeiten dar, die kaum zu überwinden möglich schienen. Doch alle Mittel der Wasserbaukunst und Mechanik wurden aufgeboten, um ein Werk auszuführen, welches seither für unmöglich gehalten worden war. Das wissenschaftliche wie technische Genie feierte in diesem und dem Dirschauer Weichsel-Brückenbau seinen höchsten Triumph.

Lange war man unschlüssig, wie dieser Bau construirt werden solle. Ein Holzbau erwies sich als unausführbar; eine Ueberbrückung aus gemauerten Gewölbebögen

ebenso; von Drahtbrücken mußte man abstehen, weil sie zum Eisenbahnbau sich nicht eignen. Glücklicherweise hatte die von dem genialen Stephenson erbaute Röhrenbrücke über die Menaistraße auf die noch genialere Construction einer Gitterbrücke geführt, und man entschied sich für diese, weil eine Brücke über zwei so stark eistreibende Ströme vor Allem möglichst wenig Pfeiler erfordert.

Ganz nach demselben Systeme wie die colossale Dirschauer Brücke wurde auch diese Nogatbrücke construirt, doch so, daß nicht mehr als ein Pfeiler in das Strombett gestellt, rechtseitig aber das durch Steinschüttung befestigte hohe Vorufer, sowie linkseitig die Böschung des Nogatdeiches mit einem Bogen von 52′ Weite überbrückt wurde. Die Brücke hat 4 Oeffnungen, von denen die beiden mittleren, durch eine Eisenconstruction überbrückt, eine Weite von 312′ besitzen, die äußeren dagegen steinerne Bögen von 50′ Weite haben. Der Mittelpfeiler hat eine Stärke von 22′, jeder der Uferpfeiler von 20′. Der linkseitige Endpfeiler von 41′ Länge erhielt landwärts in 2 viereckigen Aufsprüngen von 37′ Breite die Grundlage zu 2 stark überwölbten Geschützständen für die Vertheidigung der Brücke. Am rechtseitigen, 59′ langen Endpfeiler ist eine solche Einrichtung zur Vertheidigung nicht für nöthig befunden worden. Die ganze Länge der Brücke beträgt 890′. Der eiserne Ueberbau sollte dem Anblick des Feindes möglichst entzogen werden. Deshalb wurde die Gitterhöhe 20½′ Höhe vermindert. Die Gitterwände sind die eigentlichen Träger der Last und die Gürtungen, mit welchen jene eingesäumt worden, die am meisten Widerstand leistenden Theile dieser Träger. Da bei einem

gewöhnlichen Balken, wenn er belastet wird und sich in Folge dessen biegt, auf der oberen Seite die Schichten comprimirt, auf der untern aber ausgedehnt werden und Beides in um so größerem Maaße, je mehr sie von der Mitte entfernt liegen, so kam es bei der Construction dieser Gitterbögen hauptsächlich darauf an, die größte Widerstandsfähigkeit in den äußersten Entfernungen von der Mitte anzubringen, und daraus eben sind jene Gürtungen entstanden, aus Platten und Winkeleisen bestehend; sie haben in verschiedenen Theilen verschiedene Stärke, welche dem zu leistenden und vorher genau berechneten Widerstande entsprechen. Bei der oberen Gürtung ist diese Verstärkung durch Anbringung doppelter Platten hervorgebracht. Das ganze Gitterwerk hat hauptsächlich den Zweck, die Spannungen, welche sowohl aus dem eigenen Gewicht der Construktion, wie aus der Belastung herrühren, zwischen beiden Gürtungen zu vermitteln, und daher haben die Stäbe in diesen Wänden, den verschiedenen Spannungen in den Gürtungen entsprechend, verschiedene Stärke erhalten und sind außerdem gegen seitliches Ausbiegen durch Winkeleisen gesichert, die, in 6′ Entfernung außen und innen in die Höhe gehend, mit den Gitterstäben vernietet sind. Um der Construction auch in horizontaler Richtung Widerstand gegen Sturm und Wetter zu geben, sind zwischen die oberen und unteren Gürtungen noch horizontale Gitterwerke gespannt. Der Anblick des Ganzen erinnert an ein Netzwerk mit weiten Maschen, und selbst die verticalen Gitterwände, in denen diese Maschen nur eine Weite von 2 Fuß in der Diagonale haben, erscheinen schon in nicht sehr großer Entfernung äußerst leicht und durchsichtig.

Mitten durch die Gitterbrücke führt eine Schienenbahn auf Langschwellen und auf jeder Seite derselben ein Fahrweg für Fuhrwerke. Letztere werden geschlossen, sobald die

Eisenbahnbrücke über die Nogat bei Marienburg.

Eisenbahnzüge die Brücke passiren. Außerhalb der Gitterwände sind die Wege für die Fußgänger angebracht, 3′ breit und mit einem eleganten Geländer versehen. Das Gewicht des ganzen Eisenkörpers beträgt 2½ Mill. Pfund. Derselbe wurde auf der Dirschauer Maschinenbauanstalt gearbeitet und zusammengesetzt und in seinen einzelnen Theilen per Eisenbahn über die Weichselbrücke und durch das Werder nach der Baustelle an der Nogat gebracht. Die Aufstellung fand im Sommer 1857, gleichzeitig mit dem letzten Drittel der Weichselbrücke, statt und war bis zum 12. October soweit beendet, daß die Brücke ebenfalls dem Eisenbahnverkehr übergeben werden konnte, nachdem zuvor angestellte Probebelastungen eben so glänzende Resultate der berechneten Tragfähigkeit geliefert hatten, wie bei der Weichselbrücke.

Die feste Gründung der Pfeiler, zumal der Strompfeiler, war eine Hauptaufgabe bei dem Bau. Man begann damit, in 25′ Abstand von dem eigentlichen Pfeiler eine Schirmwand zu bilden von viereckigen, 12″ starken Pfählen, die tief in den Boden des Stromes mittels einer mächtigen Dampframme eingerammt wurden, nicht sowohl, um dadurch einen Raum zu gewinnen, innerhalb dessen man das Wasser behufs des zu beginnenden Baues auspumpen konnte, sondern nur, um den Triebsand abzuhalten, auf daß man den Boden des Flusses 14′ tief ausbaggern könne. Hierauf wurde mittels der Dampframme ein Pfahlgrund gelegt und die Pfähle bis 9′ unter dem Wasserstande abgeschnitten. Auf diese Grundlage kam eine Fundirung von 10′ Dicke, aus sogenanntem Beton, einer Masse von $^2/_3$ Mergelkalk und $^1/_3$ Thon, mit kleingeschlagenen Steinen untermischt. Erst auf diesem festen Fundament von Beton begann die Aufmauerung der Pfeiler zunächst mit einer völlig horizontalen Lage von Ziegelsteinen. Letztere sind in der bei Dirschau gelegenen, eigens dazu errichteten Ziegelei Kniebau angefertigt worden. Außerdem wurde jeder Pfeiler ringsum durch eine Einschüttung von mächtigen Steinen der Art, wie sie zum Bau der Molen verwendet werden, gegen die Unterwühlung durch den Strom geschützt. Zur Absperrung gegen das Wasser errichtete man auf der horizontalen Ziegellage eine Fangmauer von Beton, und innerhalb derselben geschah die Aufmauerung dergestalt, daß inwendig der Pfeiler mit Ziegeln ausgemauert ist, äußerlich aber, nach der Stromseite zu, mit großen Quadern von Basaltlava aus Andernach, und nach der entgegengesetzten Seite (an den Hinterköpfen) mit Granit- und

Sandsteinquadern aus Minden bekleidet wurde. Innerhalb liegen überdies noch Bindesteine, aus der Porta Westphalica gebrochen, zwischen den Ziegeln.

Jeder der Pfeiler hat zwei Thürme, von denen die auf den Landpfeilern durch Portale verbunden sind. Die Thürme sind, dem alten Schlosse entsprechend, im gothischen Stile ausgeführt, überragen mit ihrer Zinnenbekrönung das Gitter noch um 30′ und haben hauptsächlich den Zweck, eine würdige architektonische Zierde des grandiosen Bauwerks abzugeben. Die beiden Portale haben keine Reliefs und Zwickelfiguren, wie die der Weichselbrücke. Nur die mittlere von den fünf Nischen über dem Thore wird mit einem hervortretenden Standbilde geschmückt werden. Jedoch ist noch nicht bestimmt, welche historische Personen durch dieses Standbild zur Darstellung gebracht werden. Auch die Künstler sind noch nicht ausersehen. Vermuthlich wird das Material dasselbe sein, aus welchem der Bilderschmuck an der Weichselbrücke hergestellt wird, nämlich gebrannter, dem Steingut gleichkommender Thon.

Im Laufe dieses Jahres werden die sämmtlichen noch fehlenden Thürme errichtet werden, so daß der Herbst beide Brücken vollendet sehen wird, welche von dem hohen Standpunkte, auf dem die deutschen Ingenieurwissenschaften stehen, das beredteste Zeugniß ablegen. Denn wenn es irgendwo jemals der Theorie gelang, eines der schwierigsten Probleme zu lösen, und der Praxis, jener unmittelbar auf dem Fuße zu folgen; so ist dies hier mit einer Virtuosität und Präcision geschehen, die selbst dem Sachverständigen Bewunderung abnöthigt, den Laien aber mit Staunen erfüllt. Es

hat daher durch dieses Werk die Baukunst nicht nur einem Bedürfniß abgeholfen, dessen Dringlichkeit die Hemmungen des Verkehrs bei Eisgängen oft genug fühlbar machten; sie hat dadurch zugleich sich selber ein Ehrendenkmal gesetzt, das ihren Ruhm der spätesten Nachwelt verkünden wird, und jedesmal, wenn das Dampfroß mit seinen schweren Lasten keuchend über den Eisenpfad der Brücke dahinrollt, feiert sie einen neuen Triumphzug*).

Wir führen zum Schlusse noch Passarge's Worte bei der Schilderung des Eindrucks, den er beim Ueberschreiten dieser Brücke gehabt, aus seinem trefflichen Buche über das Weichselseldelta an: „Sieht man die Gitter von der Seite aus einiger Entfernung, so ist es schwer, das durchbrochene Luftige und Spitzenartige des Baues zu erkennen. Anders, wenn wir die Brücke selbst betreten. Die Höhe der Gitter, welche über dem schnell dahinrauschenden Strom zu schweben scheinen, der eigenthümliche hellklingende Luftzug, der durch die Gitter streift; der Blick in die weiteste Ferne; der schöpferische Gedanke, der aus dem Werke redet; — Alles gewährt einen Eindruck, der erhebend und überwältigend wirkt. Es ist die Empfindung, wie wir sie auf den durchbrochenen Thurmspitzen gothischer Dome haben. Und doch, so erhaben der Eindruck ist, den dieses Werk in seiner Totalität hervorruft, vorzugsweise ist es das Detail, die geistvolle Technik, die mathematische Genauigkeit, was uns immer und immer zur

*) Der Bau der Dirschauer wie der Nogat-Brücke wurde von dem Geh. Oberbaurath Lentze geleitet. Die Architektur an den Thürmen und Portalen stammt vom Geh. Oberbaurath Stüler in Berlin her.

Betrachtung des Einzelnen nöthigt und uns den allgemeinen Standpunkt der Bewunderung aufzugeben zwingt. Was so laut und eindringlich aus diesen Eisenstäben und Pfeilermauern spricht, das ist die allbezwingende, sich an Alles wagende Menschenkraft; derselbe Geist, der aus den ägyptischen Pyramiden und aus den Werken des stolzen Rom spricht, der die Simplonstraße ebnete und Amerika entdeckte. — Wer in dem Gesetze, das die Materie durchdringt, auch einen Theil des ewigen Geistes sieht und in der Erkenntniß dieser Gesetze den Sieg des Menschengeistes über den an und für sich trägen Stoff, der wird von diesem großen Werke einen erhabenen, unvertilgbaren Eindruck mit fortnehmen, das Bewußtsein von der Ewigkeit des die Materie zwingenden Menschengeistes. In diesem Sinne wird auch dieser Bau ein ewiger sein."

Sechstes Kapitel.

Erlebnisse der Burg aus neuester Zeit.

Die altehrwürdige Burg hat in neuester Zeit viel Freudiges erlebt. Es gab ein Bankett auf ihr, wie es seit einem halben Jahrtausend nicht der Fall gewesen. In ihrem großen Remter wurde im J. 1854 am 10. Juli das fünfhundertjährige Jubiläum der Marienburger Schützengilde gefeiert Gilt die Marienburg doch als die eigentliche Wiege des gesammten deutschen Schützenwesens, durch Meister Winrich von Kniprode begründet. Darum hatten sich denn auch zahlreiche Schützen nicht nur aus den benachbarten Städten, sondern auch von weither zur Feier dieses Festes hier zusammengefunden, dessen Schluß ein gemeinsames Abendfestmahl im genannten Remter bildete. Dieser großartig schöne Saal war der Bedeutung des Tages gemäß geschmackvoll verziert und brillant erleuchtet. Fünf lange Tafeln zogen sich neben einander mitten durch den Saal. Die drei schlanken Granitpfeiler mitten inne, welche die kühnen Spitzbogengewölbe dieser erhabenen Halle tragen, waren an den Capitälen oben mit Lampenkränzen umhängt, deren flammender Kerzenschein das Ganze mit wunderbarem Glanze erfüllte. Ein

großartiger Anblick war es, die Menge der Schützen in ihren schönkleidenden Uniformen und dazwischen die andern Festtheilnehmer an den prangenden Tischen sitzen und das Andenken des Mannes feiern zu sehen, der einst selbst hier an dieser historisch geheiligten Stätte mitten unter seinen Rittern gesessen und auch wohl bei klingenden Bechern gejubelt hatte. Der erste Toast galt dem Könige, worauf aus des Bürgermeisters von Marienburg Hand ein colossaler silberner Becher, mit Wein gefüllt, in Form des alten sagenreichen „Buttermilchsthurms", als werthvolles Huldgeschenk Sr. Majestät des Königs, die Runde machte. Während ein neuer Redner des großen Winrich Verdienste würdigte, ward die ganze Tischgesellschaft auf eine recht ergreifende Weise überrascht: denn bei dem vom Redner ausgebrachten Schlußtoaste sprang eine Seitenthür des Saales auf und es erschien auf der aus der nebenan grenzenden Hochmeisterwohnung herabführenden steinernen Treppe plötzlich unter Beleuchtung bengalischer Flammen der Geist des großen Winrich selbst, eine colossale Gestalt im weißen, schwarzbekreuzten Ordensmantel, darunter die lichte Stahlrüstung mit dem hochmeisterlichen Brustschilde, den Helm auf dem Haupte, das Schwert an der Schulter, stumm und starr dastehend, doch mit freundlichem Blick die versammelten Jubelschützen anlächelnd. Bei seinem Verschwinden erscholl ihm ein donnerndes Danklied nach. Dann erhielt Burggraf v. Schön ein Hoch als zweiter Bauherr der Burg, in Begleitung folgender Verse:

Es läßt die Zeit des Großen viel veralten;
Es stürzt so manche Burg von stolzer Höh'.

Doch Königshuld hat diesen Bau erhalten,
Daß Vor- und Mitwelt drin vereinigt steh'.
Vivat dem Schirmer! Jubelgesang
Töne von uns Dir, o König, zum Dank!

Des deutschen Ordens heldenstarke Ritter,
Sie drangen muthig mit dem Schwerte durch,
Und wenn sie ruhten von des Kampfs Gewitter,
Umfing sie gastlich die Marienburg.
Hier in dem Remter bei festlichem Mahl
Kreiste wie heute der Ritter-Pokal.

Wie Schwertgeklirre in des Remters Hallen
Sich einst begrüßte mit der Humpen Klang,
So jetzt der Schützen frohe Lieder schallen,
Vereinigt zu harmonischem Gesang
Ritter und Schütze sie sind sich verwandt,
Reichen einander die Bruderhand.

Und lauschend schweben die verklärten Geister
Zu uns heran aus ihrer Grabesruh',
Die Schaar der Ritter und die Ordensmeister,
Und nicken trauten Willkommsgruß uns zu.
Jene Gestalt dort so freundlich und mild
Ist Meister Winrich's erhabenes Bild.

Die Sage meldet nicht den Namen Dessen,
Der einst erbaute dieses ries'ge Haus;
Doch nimmer wird die Nachwelt den vergessen,
Der es gehoben neu aus Schutt und Graus.
Dank dem Erretter, dem alten Schön,
Möge die Burg ihm als Denkmal hier steh'n!

Aber auch der Besuch des Architectenvereins aus Berlin warf Leben und Glanz in unsre einsame Burg. Es ward von ihm die alte Ordensburg gründlichst besichtigt, und da der Verein der Kunst- und Reisegenossen zu Viele zählte, ward derselbe in drei Rotten getheilt. Man zog zunächst in das hohe Schloß, dann in die von Dietrich von Altenburg ausgebaute Schloßkirche und St. Annengruft und zuletzt in die Woh-

nung der Hochmeister. Da waren denn die Ansichten und Liebhabereien der jungen Bauherren sehr verschieden. Alle aber kamen darin überein, es gebe keinen zweiten Bau von solcher Originalität, Schönheit und Erhabenheit.

Auch Geheimrath v. Dönniges aus München stattete unserm Schlosse einen längern Besuch ab, und versicherte, daß seine Erwartungen in Betreff dieses alterthümlichen Kunstbaudenkmals in jeder Hinsicht übertroffen seien; das Schloß stehe seiner imponirenden Größe und originellen Schönheit wegen einzig da in der Geschichte deutscher Baukunst; es werde zweifellos auch seinem Freunde Kaulbach hierin ebenso ergehen, wenn derselbe versprochenermaaßen hier eintrifft. Nur gefiel ihm nicht der weiße Anstrich in den Prachtsälen unseres Schlosses, durch den der liebliche Eindruck, den die so große Sauberkeit des architectonischen Schmucks an den Gewölbebögen der Decke hervorbringt, überall geschwächt werde; auch Kaulbach werde hierin wohl seine Ansicht theilen und zu einem theilweise farbigen Anstrich der Gewölbe rathen. Ein besonderes Gefallen fand er noch an dem durch des Burggrafen v. Schön Fürsorge wiederhergestellten nördlichen Flügel des Schlosses mit dem Portale in der Mitte.

Der berühmte amerikanische Ingenieur J. S. Brown, welcher vom russischen Kaiser zur Ausführung großer Bauten auf vier Jahre nach Rußland berufen worden war, verweilte bei seiner Rückreise über Italien nach der Heimath einen Tag auf der Burg. Seine Aeußerungen über dies ehrwürdige Kunstwerk waren merkwürdig; er drückte sein größtes Befremden darüber aus, daß Europa nicht mehr Aufmerksamkeit

auf dieses größte Kunstwerk seiner Art richte und versicherte, die Marienburg habe wegen ihrer Großartigkeit, Originalität und prachtvoll genialen Schönheit alle seine gehegten Erwartungen bei Weitem übertroffen, die Marienburg gehöre zu den Werken, auf die man nicht genug aufmerksam machen und die nie genug durchmustert und, wie alle Betrachtungen über wahrhaft Großes, auch niemals abgeschlossen werden können; er gehe jetzt nach Amerika zurück und werde den Ruhm dieser Burg dorthin mitnehmen und von dort aus Europa auf die ferne Marienburg als auf ein Kunstwerk sonder Gleichen aufmerksam machen. —

Zwei hohe Freudentage erlebte die Burg im J. 1855 durch die Ankunft des Prinzen Friedrich Wilhelm auf der Burg. Seine königl. Hoheit fand gleichfalls auf seinem Rundgang durch die Burg seine von der Schönheit und Großartigkeit des Baues gehegten Erwartungen weit übertroffen und erklärte wiederholt, er wünsche recht oft ein Gast dieser Pracht-Burg zu sein. Letztere hatte mithin doppelten Grund, diesen liebenswürdigen hohen Ehrengast von Herzen willkommen zu heißen.

Verzeichniß
der
Hochmeister des deutschen Ordens,
von seiner Stiftung bis zur Säkularisation des Ordensstaates in Preußen.

---

a. Hochmeister vor Verlegung der Ordens-Residenz nach Preußen.

1. Heinrich v. Walpot, bei der Stiftung des Ordens im Frühling des Jahres 1191 als Meister erwählt, starb zu Akkon am 24. Octbr. 1200.

2. Otto v. Kerpen (Karpen) starb zu Akkon am 2. Juni 1206.

3. Hermann (Heinrich) Barth starb gleichfalls zu Akkon am 19. April 1211.

4. Hermann v. Salza nannte sich zuerst Hochmeister, zum Unterschiede von dem Deutschmeister und den Landmeistern in Preußen und Livland, starb zu Barletta in Apulien am 20. März 1239 (wahrscheinlichste der verschiedenen Angaben).

5. Konrad Graf v. Thüringen residirte in Marburg und starb am 24. Juli 1241 (wahrscheinlichste Angabe).

6. Gerhard v. Malsberg ging 1244 in den Orden der Templer über.

7. Heinrich Graf v. Hohenlohe starb am 16. Juli 1252, begraben zu Mergentheim.

8. Günther (Gontherus) starb am 4. Mai 1253.

9. Poppo v. Osterna, Graf von Wertheim, erwählt 1253, legte wahrscheinlich schon 1258 (nach der gewöhnlichen Angabe 1261) sein Amt nieder und starb am 6. November 1263, begraben zu Breslau.

10. Hanno v. Sangerhausen aus dem fürstlichen Hause Braunschweig, starb am 8. Juli 1274, begraben zu Marburg.

11. Hartmann v. Heldrungen starb am 19. August 1283, begraben zu Mergentheim (nach Andern zu Venedig).

12. Burchard v. Schwanden (Swanden) trat 1290 zu dem Orden der Johanniter über.

13. Konrad von Feuchtwangen starb 1297, begraben in der Kapelle des Ordenshauses Dragowitz in Böhmen.

14. Gottfried Graf v. Hohenlohe, erwählt im General-Kapitel zu Venedig am 3. Mai 1297, legte 1303 sein Amt nieder, starb 1309; begraben zu Marburg. Ein großer Theil des Ordens erkannte ihn bis zu seinem Tode als Hochmeister an.

b. Hochmeister, die in der Marienburg Hof gehalten.

15. Siegfried v. Feuchtwang'en, erwählt 1303 im Kapitel zu Elbing, jedoch erst nach dem Tode seines Vorgängers allgemein als Hochmeister anerkannt, zog zwischen dem 9. und 21. September 1309 in die Marienburg ein, starb im Januar 1311 (nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, 1312); begraben im Dom zu Culmsee.

16. Karl v. Beffart, erwählt 1311, starb am 12. Febr. 1324, begraben zu Trier in der dortigen Teutsch-Ordens-Kirche.

17. Werner v. Orselen, erwählt am 6. Juli 1324, ermordet am 18. November 1330 durch den Ordensbruder Johannes v. Endorff; begraben im Dom zu Marienwerder.

18. Luther (Luderus), Herzog zu Braunschweig, erwählt am 17. Februar 1331, starb im Vorsommer 1335, begraben im Dom zu Königsberg.

19. Dietrich, Burggraf v. Altenburg, gewählt am 15. August (oder 14. September) 1335, starb am 6. Oktober 1341, begraben in der von ihm erbauten St. Annen-Gruft zu Marienburg.

20. Ludolph, König (v. Weitzau), erwählt am 4. Januar 1342, entsagt 8. (oder 13.) Dezbr. 1345, starb 1348, begraben zu Marienwerder.

21. Heinrich Dusemer v. Arffberg, erwählt 13. Dezbr. 1345, entsagte 1351 und starb in demselben Jahre in dem Ordenshause Brathena unweit Neumark, ward jedoch zu Marienburg begraben.

22. Winrich v. Kniprode, erwählt am 14. September 1351, starb in der Nacht vom 23. zum 24. Juni 1382, begraben zu Marienburg.

23. Konrad Zollner v. Rothenstein, erwählt am 5. Oktober 1382, starb in Christburg am 20. August 1390, begraben zu Marienburg.

24. Konrad v. Wallenrodt, erwählt am 12. März 1391, starb am 25. Juli 1393 (nicht 1394, wie Einige unrichtig angeben), begraben zu Marienburg.

25. Konrad v. Jungingen, erwählt am 30. November 1393, starb am 30. März 1407, begraben zu Marienburg.

26. Ulrich v. Jungingen, erwählt am 26. Juli 1407, blieb in der Schlacht bei Tannenberg am 15. Juli 1410, begraben zu Marienburg.

27. Heinrich, Graf v. Plauen (ältere Linie), erwählt am 9. November 1410, abgesetzt am 11. Oktober 1413, starb als Pfleger zu Lochstädt im Dezember 1430, begraben zu Marienburg.

28. Michael Küchenmeister v. Sternberg, erwählt am 8. Januar 1414, entsagt 1422, starb am 20. Dezember 1324, begraben zu Marienburg.

29. Paul Bellizer v. Rußdorf, erwählt am 10. März 1422, entsagt 6. Dezbr. 1440 und starb wenige Tage darauf am 29. desselben Monats, begraben zu Marienburg.

30. Konrad v. Erlichshausen, erwählt am 12. April 1441, starb am 7. November 1449, begraben zu Marienburg.

31. Ludwig v. Erlichshausen, erwählt am 21. März 1450, mußte am 6. Juni 1457 Marienburg verlassen, starb den 4. April 1467, begraben zu Königsberg in der Domkirche.

c. Hochmeister, welche zu Königsberg Hof gehalten.

Außer Ludwig v. Erlichshausen, welcher, wie oben erwähnt, die Residenz hierher verlegte:

32. Heinrich, Graf v. Plauen (jüngere Linie), erwählt am 20. Oktober 1469, nachdem er bis dahin in der Eigenschaft eines Statthalters des Hochmeisterthums regiert, starb am 2. Januar 1470, begraben im Dom zu Königsberg.

33. Heinrich Rastle v. Richtenberg, erwählt am 29. Septbr. 1470, starb am 20. Febr. 1477, begraben im Dom zu Königsberg.

34. Martin, Truchseß v. Wetzhausen, erwählt am 4. August 1477, starb den 5. Januar 1489, begraben im Dom zu Königsberg.

35. Johann v. Tieffen, erwählt am 1. Sept. 1489, starb auf einem Zuge zu Leopol (Lemberg) in Galizien am 25. August 1497, begraben im Dom zu Königsberg.

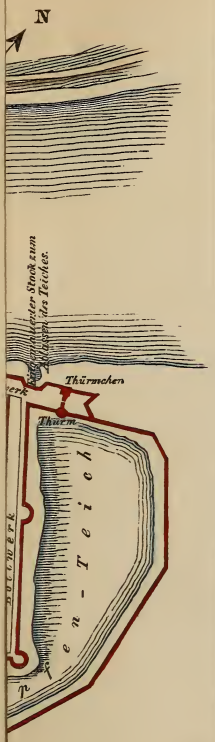
36. Friedrich, Herzog von Sachsen, erwählt am 29. Sept. 1489, starb zu Rochlitz am 14. Decbr. 1510, begraben zu Meißen.

37. Albrecht, Markgraf von Brandenburg, von der älteren fränkischen Linie (ein Enkel des Churfürsten Albrecht Achilles), geboren am 17. Mai 1490, erwählt am 6. Januar 1511, ohne vorher Mitglied des Ordens gewesen zu sein, hielt am 22. November 1512 seinen Einzug in Königsberg, trat in Folge des Friedens zu Krakau (8. April 1525) aus dem Orden, und übernahm die Würde eines Herzogs von Preußen, starb zu Tapiau am 20. März 1568, begraben im Dom zu Königsberg.

Das vollständigste, bis auf die gegenwärtige Zeit fortgeführte Verzeichniß der späteren in Deutschland residirenden Hoch- und Deutschmeister befindet sich in dem Taschenbuch „die Vorzeit", Jahrgang 1821, Seite 155 ꝛc. Gegenwärtig bekleidet, der Fünfundfünfzigste in der ehrwürdigen Reihe, der Erzherzog Anton, Oheim Sr. Majestät des Kaisers von Oestreich, diese Würde.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

ihren Ruinen kennbar sind.



Erklärung der Zahlen.

36. Wohnung d. Kellermeisters.
37. Das Malzhaus.
38. Küche.
39. Das Brauhaus.
40. Das Backhaus.
41. Kottelhof od. Schlachth.
42. Hochmeist. Heuscheune.
43. Hochmeisters Ställe.
44. Der Holzhof.
45. Der Steinhof.
46. Wohnung des Steinmeisters.
47. Apotheke.
48. Der Tempel.
49. Teich hinter dem Steinhof.
50. Speicher.
51. Wohnung d. Pfeilschäfters.
52. Briefstall.
53. Hochmeisters Marstall.
54. Schirrhaus.
55. Karwans Buden.
56. Scheune, zum Karwanshofe gehörig.
57. Schmiede.
58. Das Giesshaus.
59. Pferdearzthaus.
60. Dresslers Stall.
61. Grosscomthurs Marstall
62. Schnitzhaus.
63. Wohnung des Karwansherrn.
64. Der Karwan.
65. Wohnung des Schmiedemeisters.
66. Die Kohlenscheune.
67. Wohnung des Büchsengiessers.
68. Die Trapperie.
69. Wohnung d. Trappiers.
70. Der Zimmerhof.

[VERLAG VON J. J. WEBER IN LEIPZIG.

PLAN DES SCHLOSSES MARIENBURG

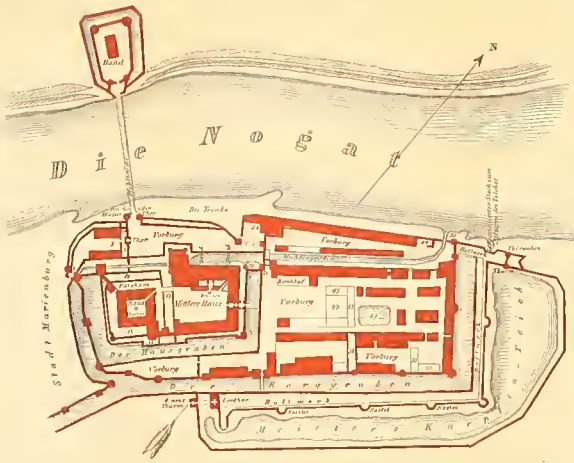
nebst seinen Wällen, Mauern und Thürmen, wie selbige noch vorhanden oder aus ihren Ruinen kennbar sind.

Erklärung der Zahlen.

1. Speicher.
2. Niklas-Kapelle.
3. Niklas-Brücke.
4. Schulhaus.
5. Seitelhaus.
6. Der grosse Thurm mit dem Herrendanzk.
7. Schuldthor.
8. Spittlingsthurm.
9. Gang z. Herrendanzk.
10. Dietrichsthurm.
11. Begräbnisstätte d. Hochmeister und St. Annenkirchhof.
12. Marienbild.
13. Pfaffenthurm.
14. Trockene Gräben.
15. Das alte Schuldhaus.
16. Des Schulers Wohnung.
17. Der Schuldthurm.
18. Gross-Comthurs Danzk.
19. Firnasie-Danzk.
20. Leinenthurm.
21. Hornischthurm.
22. Trenk- od. Niederthor.
23. Bauler- od. d. Holzhaus.
24. Pfl. lichkäfer.
25. Thurm.
26. Wohnung des Kornmeisters.
27. Scheune.
28. Das grosse Kornhaus, 1 Stock hoch. Im untern Geschoss Stallungen für 900 Pferde.
29. Der Fischhof.
30. Das schlechtgebliebene Thurm (Heiligenfelschthurm).
31. Wohnung des Vizemeisters.
32. Vichställe verschiedener Art.
33. Leonhardskirche.
34. Die Knechte-Firmarie.
35. Der Bettelhof.

Erklärung der Zahlen.

36. Wohnung d. Kellermeisters.
37. Das Mälzhaus.
38. Kirche.
39. Das Backhaus.
40. Das Backhaus.
41. Kellerhof od. Schlechthof.
42. Hochmeist. Hirschscheune.
43. Hochmeisters Ställe.
44. Der Holzhof.
45. Der Steinhof.
46. Wohnung des Steinmetzen.
47. Apotheke.
48. Der Tempel.
49. Teich hinter dem Steinhof.
50. Spritzen.
51. Wohnung d. Pfeilschäfters.
52. Brückthaus.
53. Hochmeisters Marstall.
54. Schirrhaus.
55. Kasernen Buden.
56. Scheune, zum Karwanserei gehörig.
57. Schmiede.
58. Das Gieshaus.
59. Pferdestallhaus.
60. Dresslers Stall.
61. Grosscomthurs Marstall.
62. Schmiedshaus.
63. Wohnung des Karwanserers.
64. Der Karwan.
65. Wohnung des Schmiedegesellen.
66. Die Kohlenscheune.
67. Wohnung des Bürhausgiesser.
68. Die Treppe.
69. Wohnung d. Treppiers.
70. Der Zinnenhof.



ZU M. RISENHEAN: DIE MARIENBURG.

[VERLAG VON J. J. WEBER IN LEIPZIG.

Druck von Eduard Kretschmer in Leipzig.

Weber's Illustrirte Reise-Bibliothek.

Erste Serie.

I.

Ein Blick in die Seinestadt und ihre Umgebungen. Von M. Constantin. Mit 40 in den Text gedruckten Abbildungen. ½ Thlr.

II.

Leute und Berge. Reisebilder aus der Schweiz. Von Robert Ferguson. Mit Titelbild und 35 in den Text gedruckten Abbildungen. ½ Thlr.

III.

Neun Jahre auf der taurischen Halbinsel. Aus dem Englischen von M. Busch. Mit 14 in den Text gedruckten Abbildungen. ½ Thlr.

IV.

Der Krystallpalast von Sydenham, seine Kunsthallen, sein Park und seine geologische Insel. Von H. Bettziech-Beta. Mit 30 in den Text gedruckten Abbildungen. ½ Thlr.

V.

Berlin und die Berliner. In Wort und Bild von Ludwig Löffler. Mit 60 in den Text gedruckten Abbildungen. ½ Thlr.

VI.

Von Hamburg nach Helgoland. Skizzenbuch von Karl Reinhardt. Mit 90 in den Text gedruckten Abbildungen. ½ Thlr.

VII.

Aus dem Elbthale. Bilder und Skizzen aus Dresden und der Sächsischen Schweiz. Von K. Schram. Mit 30 in den Text gedruckten Abbildungen. ½ Thlr.

VIII.

Ein Ausflug nach Rügen. Natur, Bewohner und Geschichte der Insel. Von Gustav Rasch. Mit 30 in den Text gedruckten Abbildungen ½ Thlr.

IX.

Naturbilder aus dem Schweizerlande. Von J. Meyer von Wiedikon. Mit 40 in den Text gedruckten Abbildungen. ½ Thlr.

X.

Jerusalem. Nach eigener Anschauung und den neuesten Forschungen. Von Philipp Wolff. Mit 33 in den Text gedruckten Abbildungen. 1 Thlr.

XI.

Eine Saison in Ostende. Lokalskizzen und Exkursionen. Von G. Hartwig. Mit 40 Abbildungen. ½ Thlr.

XII.

Ein Sommer in Teplitz. Von Karl Reinhardt. Mit 40 in den Text gedruckten Abbildungen. ½ Thlr.

☞ Vorstehend angezeigte Werke sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig: Verlag von J. J. Weber.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

LIBRARY OF CONGRESS
0 019 705 940 0